Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **15 (1933)**

Heft 30

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Stadtbibliothek Bern

Winterthur, 28. Juli 1933 — Erscheint jeden Freitag — 15. Jahrgang Nr. 30

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Schweiz.

Die Gestaltung der vaterländischen Gedenkfeier am 1. August hat dieses Jahr den Bundesrat, kantonale Regierungen und Parlamente in höherem Maße beansprucht, als dies früher der Fall war. In Eingaben aus Frontenkreisen erklang der Wunsch, es möchte die Bundesfeier zu einem eigentlichen Nationalfeiertag ausgebaut werden, an dem die Arbeit ganz ruhen soll. So tauchte die Frage auf, wie Bund, Kantone und Gemeinden sich als Arbeitgeber zu verhalten hätten. Vollständige Freigabe des 1. August, Freigabe des Nachmittags oder eine Verkürzung der Arbeitszeit um einige Stunden, das waren die sich zeigenden Lösungen. Der Bundesrat erwies sich zurückhaltend. Er beschloß für das Bundespersonal Schluß der Arbeit um 4 Uhr anstatt um 6 Uhr. Ein gleiches Vorgehen empfahl er Kantonen und Gemeinden. Vorgängig hatten mehrere Kantonsregierungen bereits Freigabe des ganzen Nachmittags beschlossen. Nun ist in einer Zeit, da „Arbeit haben" Glück bedeutet, die Schaffung eines neuen vollständigen Feiertags nicht eben das naheliegendste. Die Würde der Bundesfeier hängt ja auch nicht vom Maße des am 1. August zu leistenden Tagewerkes ab, sondern davon, wie sich der einzelne zu den vaterländischen Aufgaben stellt, ob er beim Klang des abendlichen Bundesfeiergeläutes den Willen in sich aufkommen läßt, über das eigene Selbst hinweg an die Volksgemeinschaft zu denken und für sie Opfer zu bringen. Wenn sich das Volk in seiner Mehrheit zu dieser Bereitschaft emporringt, so wird das die beste Bundesfeier sein.

Einstweilen tummeln sich auf dem Boden der Politik immer noch die egoistischen Interessen und machen es oft schwer, an eine echt vaterländische Gesinnung zu glauben, trotz aller Erneuerungsreden. Die kantonal-bernische Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei — Sektion der Nationalen Volkspartei — ist mit einer eigentlichen Drohung beim Bundesrat aufgetreten, weil er nach ihrer Meinung eine bauernfeindliche Wirtschaftspolitik betreibt. Man wirft gerade denjenigen Regierungsmännern das Bündel vor die Füße, die andere Wirtschaftsgruppen zu starker Bauernfreundlichkeit bedrängen. Aber nicht alle kantonalen Bauernparteien sind mit der bernischen einverstanden. In Thurgau schlug man in einer Resolution ruhigere Töne an.

Die Konferenzen über das bundesrätliche Finanzprogramm und über die einzelnen Punkte desselben sind in vollem Gange. Einer der Hauptpunkte, die Einsparung aus den Personalausgaben, bildete den Gegenstand einer Konferenz zwischen einer Bundesratsdelegation und den Vertretern der Personalverbände. Dabei erklärten sich die letztern grundsätzlich bereit, zu einer Besoldungsanpassung Hand zu bieten. Doch soll bei einer Reduktion dem Volksentscheid vom 28. Mai über das Besoldungsgesetz Rechnung getragen werden. Der Vorsteher des Finanzdepartements legte der Konferenz drei Lösungen vor. Alle drei sehen eine auf zwei Jahre begrenzte Dauer vor. Kinderzulagen und Ortszulagen bleiben vom Abbau verschont. Die erste Variante bestimmt, daß bei allen Beamten, Angestellten und Arbeitern des Bundes, die das Besoldungsmaximum erreicht haben, eine Reduktion von ungefähr 6—8 Prozent einzutreten hätte. Für das übrige Personal werden die jährlichen Gehaltszulagen sistiert mit Ausnahme derjenigen Funktionäre, die ein Jahresgehalt von 3200 Fr. noch nicht erreicht haben. Der zweiten Variante liegt die Idee zugrunde, daß für das gesamte Personal eine bestimmte Summe — 800 Fr. bis 1500 Fr. — vom Abbau befreit bleibe. Für den übrigen Betrag würde eine gleichmäßige prozentuale Reduktion vorgenommen ohne Abstufung, mit Rücksicht darauf, daß höher Besoldete in der Form der Krisensteuer ein bedeutendes Opfer zu bringen haben werden. Die dritte Variante sieht einen Abbau aller Gehälter und Löhne nach einem abgestuften Prozentsatz vor, so daß die unterste Besoldungsklasse kaum merklich, die obere dagegen sehr merklich abgebaut würde. Bei allen drei Lösungen würden für kleinere Familien die bisherigen Kinderzulagen beibehalten, während bei Familien mit mehr als zwei Kindern unter 18 Jahren die Kinderzulage für jedes Kind von 120 Fr. auf 150 Fr. jährlich erhöht würde. Es heißt, daß bei den Vertretern des Personals die Lösung 2 am meisten Anklang gefunden habe. Die Vorschläge sollen nun in den Personalverbänden diskutiert und sodann in einer zweiten Konferenz im Bundeshaus der Lösung zugeführt werden.

Mit dem Schicksal des Schweizerfrankens, über das infolge des Verlaufs der Weltwirtschaftskonferenz wieder eine gewisse Beunruhigung eingekehrt war, befaßt sich das Juli-Bulletin des Schweiz. Bankvereins. Es wird da nach eingehenden Ausführungen folgende Schlußfolgerung gezogen: „Unsere Landesbehörden und die Leitung der Schweizerischen Nationalbank sind fest entschlossen, an der bisherigen Goldbasis des Schweizerfrankens festzuhalten. Die Nationalbank vermochte in den letzten Jahren ihre Lage beträchtlich zu stärken; sie hat dem Staate keinerlei Vorschüsse gewährt, wie dies bei den Emissionsbanken zahlreicher Länder der Fall ist. Die schweizerische Zahlungsbilanz hat zweifellos in den letzten zwei bis drei Jahren unter dem Rückgange des Ertrages der Hotelindustrie und Kapitalanlagen gelitten. Selbst wenn die ausbergeirischen Gründen nur schwer erreichbare Zahlungsbilanz vielleicht im laufenden Jahre zum ersten Male passiv sein sollte, so würde dies den Schweizerfranken nicht erschüttern, dank der Hilfsquellen und Reserven, über die das Schweizervolk verfügt. Deshalb sind wir der Ueberzeugung, daß unser Franken trotz aller Angriffe einer skrupellosen internationalen Spekulation sich nach allen Seiten hin behaupten wird und daß unsere Behörden — bei einer im übrigen etwas liberaleren Wirtschaftspolitik — das letzte Wort behalten werden."

Schluß der Weltwirtschaftskonferenz.

Der 27. Juli bildet den Schlußtag der Weltwirtschaftskonferenz, die 60 Tage gedauert hat und seit der nordamerikanischen Währungserklärung nur noch ein Schattendasein fristete. In der heutigen Vollsitzung erklärte der Amerikaner Cox: „Ich kann sagen, daß die Konferenz Ergebnisse gezeitigt hat, die sich offenbar lohnen. Wenigstens kennen wir nun alle, was keinem von uns vorher bekannt war, nämlich den gegenwärtigen Stand des wirtschaftlichen und sozialen Lebens der Welt. Weiter kann niemand leugnen, daß eine Auffassung über die nationale Politik besteht, die sich oft kaum mit den internationalen Interessen vereinbaren läßt. Deswegen geben wir die weitsichtige Einstellung nicht auf, daß Endes aller Dinge die beste Art der Vertretung seiner eigenen Interessen die Zusammenarbeit im allgemeinen Interesse ist." ... Ob diese Erkenntnis das ist, was die Völker von der Weltwirtschaftskonferenz erwartet haben und ob sich darum der ganze Aufmarsch lohnt?

J. M.

Den Schweizerfrauen zum 1. August 1933.

Unser Land ist in Gefahr. Den Bedrohungen von außen kann nur ein Volk Widerstand leisten, das trotz aller Verschiedenheit der Sprache, der Konfession und der Rasse das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit besitzt. Neben dem heute zutage tretenden Willen, dieses Gefühl zu mehren, sind aber auch Kräfte am Werk, die anstelle einer gemeinsamen Verantwortlichkeit im öffentlichen Leben die Verkürzung der Rechte einzelner Volksgenossen anstreben. Angesichts dieser Lage bekennen sich die unterzeichneten Frauenverbände zu folgenden

Leitsätzen:

Unser nach Sprache, Rasse und Konfession gemischtes Volk kann nur bei verantwortlicher Mitarbeit aller wahrhaft gedeihen. Es sind deshalb alle Bestrebungen abzulehnen, die bei uns an Stelle der Demokratie die Diktatur setzen wollen.

Unsere Demokratie ist ein lebendiges Prinzip, dessen Ausbau notwendig ist, dessen Auswüchse beseitigt werden sollen.

Nur die Beibehaltung der in der Verfassung jedem Einzelnen zugesicherten Rechte ermöglicht ein geordnetes und ersprießliches Zusammenleben der Volksgenossen, trotz ihrer Verschiedenheiten.

An der Wahrung und Förderung geordneter und gedeihlicher Zustände sind alle Volksgenossen in gleichem Maße interessiert. Daher ist die vermehrte Heranziehung der Frauen zur Mitarbeit und Mitverantwortung im öffentlichen Leben erforderlich.

Bei der Verstochtenheit aller Völker ist die Ueberwindung der gegenwärtigen wirtschaftlichen und geistigen Not in jedem einzelnen Lande nur dann möglich, wenn alle Nationen miteinander im Frieden leben. So wenig innere Schwierigkeiten durch Diktatur, so wenig können äußere Schwierigkeiten durch Krieg wirklich behoben werden. Wir unterstützen deshalb die Mitarbeit der Schweiz an dem Werke zwischenstaatlicher Zusammenarbeit und Verständigung, das der Völkerbund anstrebt.

Auf Grund dieser Erkenntnis rufen wir alle Schweizerfrauen auf,

sich zum Gedanken der Demokratie zu bekennen und allen gegenteiligen Strömungen Widerstand zu leisten, aber auch für Reformen und Erneuerungsbestrebungen einen offenen Sinn zu haben und sie gewissenhaft zu prüfen,

sich für den Schutz der Rechte aller Volksgenossen nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und der Freiheit einzusetzen,

für die vermehrte Mitarbeit der Frauen und Mütter unseres Volkes im öffentlichen Leben einzutreten,

den Frieden unter den Volksgenossen und den Völkern nach Kräften zu fördern.

A. de Montet, Präsidentin des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.
M. Schmidt-Stamm, Präsidentin des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins.
M. Sgarsi, Präsidentin des Schweizerischen katholischen Frauenbundes.
S. Abraham, Präsidentin des Bundes der israelitischen Frauenvereine der Schweiz.
Dr. A. Leuch, Präsidentin des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht.
C. Naegs, Präsidentin des Schweiz. Zweiges der Internat. Frauenliga für Frieden und Freiheit.
Dr E. Bäschlier-Tobler, Präsidentin des Schweiz. Verbandes von Vereinen weiblicher Angestellter.
M. Marer, Präsidentin des Schweizerischen Kindergartenvereins.
L. Probst, Präsidentin des Schweiz. Krankenpflegebundes.
H. Kißling, Präsidentin des Schweiz. Wochen- und Säuglingspflegerinnenbundes.
E. Bloch, Präsidentin des Schweiz. Zusammenschlusses der Vereine der Sozialarbeiterinnen.
A. Müller, Präsidentin des Vereins ehemaliger Schülerinnen der Sozialen Frauenschule Zürich.
Dr H. Dinner, Präsidentin der Frauenzentrale Aarau.
C. Nef, Präsidentin der Frauenzentrale Appenzell A.-Rh.
J. Burckhardt-Mosinger, Präsidentin der Frauenzentrale beider Basel.
R. Neuenschwander, Präsidentin des Bernischen Frauenbundes.
H. Breiter, Präsidentin der Frauenzentrale Schaffhausen.
J. Stacheliu, Präsidentin des Bundes thurgauischer Frauenvereine.
F Fonjallaz, Präsidentin der Fédération des Unions des Femmes du Ct. de Vaud.
M. Fierz, Präsidentin der Zürcher Frauenzentrale

Fanny Finsler.

1894—1933.

Die Abendsonne stund über dem stillen Prättigau, als Fanny Finsler hinüberging, „coll, dove il gioir s'insempra".

Sichfreuenkönnen über alles, was Nicht-Ich hieß, war ein Wesenszug von Fanny Finsler. Mit ihrer Freude hat sie eine Kindlichkeit hinübergerettet ins Erwachsensein, die rührend und genial zugleich war. Ansteckend war diese Freude, hell, rein, selbstlos. Wie zart verstand sie es, den irgendwie Benachteiligten Freude zu machen. Unermüdlich und erfinderisch suchte sie nach neuen Möglichkeiten, bis fast zum Selbstverlust ging ihre Hingabe. Fanny Finsler kannte ihren eigenen Wert nicht; sie wußte nicht, wie tief ihr Empfinden, wie vornehm ihre Gesinnung war. Unter vielen Gaben, die sie erhalten hatte, war wohl das Einmalige an ihr, daß sie von weit her kam, immer etwas fremd blieb in unserer Wirklichkeit, weil sie die Dinge anders sehen mußte, als sie uns der Alltag zeigt. — Fanny Finsler konnte sich in ihrer Phantasie ergehen wie in einem Garten. Lange wußte ich nicht, daß in der hohen Gartenmauer eine Türe nur leicht angelehnt war. Es lohnte sich wohl, sie zu öffnen, um die Fülle zu finden an Farben und kunterbunten Blumen. Oft stahlen wir uns hinein, um Lebensbärten zu vergessen. Dort kam das Künstlerische zu seinem Recht, das für Fanny Finsler Lebensnotwendigkeit war. Alle ihre Feinheiten erschlossen sich in einer solchen Stunde.

Ohne irgendwelche Beziehung zu den materiellen Gütern prägte Fanny Finsler Gold, das sie geneös in Umlauf setzte. Jeder, der mit ihr in Berührung kam, konnte davon nehmen. Keinem drängte sie es auf. Oft ging ein Leuchten von ihr aus, das eben so rasch verschwand, wie es gekommen war, wenn sie sich beobachtet fühlte. — Der buchhändlerischen Tätigkeit stellte Fanny Finsler alle ihre Fähigkeiten zur Verfügung. Es war immer das Besondere, das gerade sie herauskand, auf das sie hinwies. Keine Mühe und keine Arbeit fand sie zu beschwerlich, um dem Buch zu dienen. Peinliches Pflichterfüllen war Selbstverständlichkeit; Größe lag in ihrem Dienen.

Wenn die Großmünsterglocken mit denen des Fraumünsters und von Sankt Peter wetteifern und über unser Zürich hinläuten, Vergangenes und Zukünftiges verbindend, sind wir getröstet, daß es Dir vergönnt war, Dein Leiden nach Deinem eigenen Bekenntnis in Glück zu verwandeln. Dankbar denken wir Deiner Treue, mit der Du anvertrautes Gut, bester kulturveller Großmünster-Tradition entsprechend, verwaltet und vermehrt hast.

H. B.

Der Mut zum Erziehen.

Im Aprilheft der „Frau" findet sich ein beachtenswerter Artikel von Dr. Agnes Zahn-Harnack über „Der Mut zum Erziehen". Es ist in der heutigen problematischen Zeit besonders begrüßenswert, wenn von berufener Seite eine Art Bilanz unserer Erziehungsergebnisse aufgestellt wird. Oberflächlich gesehen glaubt man gerade

Das Bluturteil.

Von Maria Waser.

Vor dem hohen, schmalen, von einer schmelzfarbenen Diana bekrönten Spiegel seines Eßzimmers stand der Altlandvogt und betrachtete mit Besorgnis sein tieferhitztes Gesicht, das beängstigend über den weißen Jabotkragen herausquoll. Was half es, daß er sich immer wieder mit dem seidenen Taschentuch Kühlung zufächelte? Die plötzlich aufsteigende Erinnerung an das apoplektische Ende seines seligen Vaters jagte ihm das ängstliche Blut neu in die erhitzten Wangen, daß sie neben dem blühenden Weiß der Halsbinde schier violett erschienen. Und die blauen Augensterne schwammen im Rot.

Sein Töchterlein zog ihn ungeduldig an den langen Schößen des Ratsherrnrockes: „Wollen wir nicht essen, Papa, ich habe so Hunger!" Und sie sah verlangend nach der silbernen Suppenschüssel, der ein angenehmer Duft entdampfte.

Er wandte sich der Kleinen zu: „Was denkst auch, Madelon, du siehst doch, daß die Mama noch nicht da ist."

„Warum läßt Mama uns immer warten und warum zieht sie sich so lange an?"

Er lächelte: „Mama ist eine grande beauté, die schönste Frau von Bern vielleicht. Wenn Madelon einmal eine schöne Dame ist, wird sie auch viel Zeit brauchen für ihre Toilette."

„Ich will aber gar keine schöne Dame werden!" Die Kleine schüttelte heftig das stutzige Köpfchen, und die kleinen Augen funkelten. „Aber, wenn Mama so schön ist, warum hat sie dann so lautes Haar?"

„Lautes Haar?" Er lachte zerstreut. „Was für Vorstellungen, Madelon! Nun, das deine ist allerdings leiser!" Und er fuhr ihr mit der Linken ein wenig mitleidig über die dünnen, braunen, lieblos geflochtenen Zöpflein, derweil die Rechte immer noch das kühlende Schnupftuch lüftete.

Die schmalen Flügel der hohen Türe gingen auseinander. Frau Suzanne erschien. Ihr gebauschtes Kleid von zarter Kupferfarbe trug eine warme Welle in das ernsthafte Gemach, und das angepuderte, reichgelockte Haar, dem die rötlich schimmernde Seide des Gewandes den Rotton stahl, erschien hell und von güldener Reinheit.

Ein feines Lächeln, das den violetten Blick der tiefbewimperten Augen augenehm erhellt hatte, verschwand, sobald die Eintretende ihren Eheherrn gewahrte. „Bist du allein?" fragte sie unangenehm überrascht, und ihre Augen bekamen etwas Dunkles, Einsaugendes, was das Strahlende der hellen Erscheinung dämpfte.

Der Altlandvogt, der seine Gemahlin mit einem schier ehrfürchtigen Bückling begrüßt hatte, sah erstaunt auf. Dann lachte er kurz: „Weiß Gott, heut ist's einem nicht ums Visiteln. Deine Gäste haben einen ganz anderen Tisch gedeckt." Er machte runde Augen und suchte, seinen Worten Bedeutung zu geben.

Frau Suzanne schien indes nicht darauf zu achten. Sie betrachtete halb belustigt, halb deputiert den erhitzten Gemahl: „Mais, mon pauvre vieux, tu bist blau!" Und ihre beunruhigenden Blicke heiteten sich mitleidslos an das aufgeschwollene Gesicht, daß der Altlandvogt sich unwillkürlich aus der Helle des Fensters in den Trumeauschaten zurückrettete.

„Wir haben einen heißen Morgen gehabt, nicht bloß der Julisonne wegen", suchte er sich zu entschuldigen, und seine Stimme stotterte dabei ein wenig, und während er sich anschickte, seinen Platz am Tisch zu nehmen, legte sich ein ungewohnter Ernst über das gute runde Gesicht: „Wir müssen uns eilen mit dem Essen, es gibt viel Arbeit heute und wichtige."

Frau Suzanne hob gelangweilt die weißen Schultern. Sie reichte Madelon die Hand zum Kusse und klopfte sie leichthin und ohne sie anzublicken auf die Wange wie ein kleines Pferd. Mit schlanken, sicheren Bewegungen schöpfte sie die Suppe in die schönen Teller. „Ist es so schwer, einen Pfarrer zu wählen, Ratsherr?" lachte sie überlegen zu dem wichtigen Gesicht ihres Mannes hinüber.

Aber der ging nicht ein auf ihren Ton. „Die Pfarrwahl war Vorwand, es gab ganz andere Dinge zu erkennen." Und auf einmal, wie gereizt durch der Frau spöttisches Lächeln, schleuderte er mit erhobener Stimme das lange verhaltene Wort von sich: „Eine Conspiration! Wir haben eine Conspiration aufgedeckt!"

Einen Augenblick blieb alles still, daß das schwere Wort sich ordentlich vertun konnte. Dann aber brach Frau Suzanne in ein Lachen aus, das so hell und reizend klang, daß ihr Eheherr seine anfängliche Bestürzung bald in einem nachsichtig schmunzelnden Kopfschütteln begrub. Man hörte solche Fröhlichkeit nicht oft an Frau Suzanne.

„Eine Conspiration — in Bern?" rief sie mit ihrer klingendsten Stimme „Verschwörung, da denkt man doch an unterirdische Gänge und Fackelschein und blasse Römerhäupter; aber hier in Bern macht sich so etwas am hellsten Julimorgen zwischen Lebtuchen und Käse!"

Der Altlandvogt schüttelte verzeihend seinen nach und nach erkühlenden Vollmond. „Märchen, was ist mit dir anzufangen? Die ganze Stadt ist in Aufruhr, jedes Bernerherz zittert vor Angst und Besorgnis; aber Madame Suzanne verträumt den schreckhaftesten Morgen über weichen Büchern und lacht wie ein Kind und übermütet, wenn man ihr die furchterregende Zeitung bringt. Ich kann dir aber sagen, es ist ernsthaft genug. Mordpläne sind aufgedeckt, Verhaftungen wurden vorgenommen, und es fehlt sich wenig, so werden Bluturteile folgen.

Nun war sein Gesicht nicht mehr rot. Er saß sehr gerade da, und die runden Augen waren wirklich bekümmert.

Frau Suzanne horchte auf. „Bluturteile? Es wird zu öffentlichen Exekutionen kommen?" — sie schauerte ein wenig wie unter einer zu zarten Liebkosung — „Ach, Alterlein, nun mußt du mir doch erzählen; ich will sehr ernst sein."

Und während der Altlandvogt umständlich über sich füllenden und leerenden Tellern, in weissem Aufstand zwischen Kauen und Sprechen den Atem teilend, von dem unerhörten Ereignis berichtete, wie es durch Vermittlung eines jungen, von Gewissensbissen gepeinigten Theologen an Tag gekommen sei, daß sich seit einiger Zeit eine Zusammenverschwörung malcontenter Minderburger gemacht habe mit dem Ziel einer Rebellion gegen die Obrigkeit, folgte Frau Suzanne mit wirklicher Teilnahme seiner Darlegung. Die breiten Lider lagen schwer über den merkwürdigen Augen, und ihre Hände hielten das schlanke Kelchglas umspannt, daß die langen Finger wie weiße Schlängelein über die Glut des Weins hinaufrankten. Es waren keine schönen Hände.

in der Pädagogik es herrlich weit gebracht zu haben und mit einer gewissen Geringschätzung schaut man auf die wenigen Vertreter der alten Schule, die in „Zucht und Ordnung" ihres Erzieheramtes walten. Schon Jaspers hat auf das Bestechende und auf die Geschäftigkeit des pädagogischen Bemühens unserer Zeit hingewiesen, wenn er schreibt:

„Symptom der Unruhe unserer Zeit um die Erziehung ist die Intensität pädagogischen Bemühens ohne Einheit einer Idee, die unabsehbare jährliche Literatur, die Steigerung didaktischer Kunst, die persönliche Hingabe einzelner Lehrer in einem Maße, wie sie kaum jemals war. Doch ist vorläufig das Charakteristische unserer Situation die Auflösung substanzieller Erziehung zugunsten eines endlosen pädagogischen Probierens, einer Zersetzung in gleichgültige Möglichkeiten, einer unwahren Direktheit des Unsagbaren. Ein Zeitalter, das sich selbst nicht vertraut, kümmert sich um Erziehung, als ob hier aus dem Nichts wieder etwas werden könnte." Schon vor ihm hat Martin Buber in seiner herrlichen Rede über das Erzieherische sich eingesetzt für die „Magie" des „Erziehers der alten Schule". Auch Frau Zahn-Harnack legt den Finger auf das Ungenügen unseres pädagogischen Bemühens. Nicht alles ist gut was aus den Händen des Schöpfers kommt. Das Kind braucht den Erzieher, der neben das „es" der Natur sein „ich" stellt. Der Erzieherwille kann drei Ausdrucks- und Bestätigungsmöglichkeiten bekunden. Er kann Richtung geben, Unförmen und Krankes entfernen. Dem Knaben, der sich für alles Heldische begeistert, dessen hochgemuten Sinn richten wir auf das Gebiet der Zivilcourage, auf den Einsatz seiner heldischen Kraft für sittliche Güter. Den ängstlichen Sinn des Kindes formen wir um zur Vorsicht. Krankes entfernen — das ist ein umstrittenes Erziehungsproblem. Unsere Vorfahren hatten die Maxime: den Willen des Kindes zu brechen. Heute sind wir auf einem andern Standpunkt. Aber auch heute noch wäre es manchmal nötig, in der Seele des Erziehenden einen entscheidenden Eingriff zu wagen. Dazu gehört Mut und dieser Mut ist uns abhanden gekommen. Frau Zahn-Harnack führt verschiedene Gründe auf. Die letzten Jahrzehnte brachten uns eine seltene Vertiefung und Verfeinerung der psychologischen Erkenntnisse, die in breiteste Kreise getragen wurde. Wir sind uns heute psychologischer Zusammenhänge bewußt, die früher im Dunkeln waren. Wunderbare Bücher über Kindheitserlebnisse geben uns Kunde über die entscheidende Bedeutung der ersten Lebensjahre. Dies alles brachte uns um unsere erzieherische Unbefangenheit, mit der frühere Generationen an ihre Aufgabe gingen. Die heutige Mutter hat viel gelernt, aber nicht genug. Sie hat in 1000 Büchern gelesen, was man alles nicht tun darf und was alles gefährlich werden könnte. Selten wird gesagt, daß der Erzieher den Mut zur Erziehung aufbringen muß. Gar nichts tun birgt ebenso viele Gefahren wie falsches Tun.

Der Mut zur Erziehung wird gehemmt durch die mangelnde Autorität der Eltern über die Kinder. Das innere Gesetz der Bindung ist im heutigen Chaos abhanden gekommen. Unsere ethischen Begriffe sind unsicher, es sind keine Normen, keine Maßstäbe vorhanden. Die Jugend braucht aber einen Maßstab und so strömt sie in Deutschland mit Vorliebe militärischen Jugendbünden zu, die eine feste Norm verheißen.

Den Mut zur Erziehung bringen wir auch nicht auf aus einem unbewußten Schuldgefühl heraus. Unsere Jugendzeit war glücklicher, leichter, unsere Kinder haben es in der heutigen Welt schwerer. Deshalb stellen wir so wenig Anforderungen, nicht einmal mehr rein formale Anforderungen wie Ordnung, Sauberkeit und Sicherheit der elementarsten Kenntnisse. Alles was den Schüler langweilen könnte, wird ängstlich aus dem Wege geräumt.

Diesen Mangel an Mut zum Erziehen muß die Jugend im spätern Leben schwer büßen. All die Formalien, mit denen die Schule nicht recht ernst gemacht, sind als Berufsgrundlage entscheidend. Die Bureaukraft hat sauber und orthographisch richtig zu schreiben. Der Student kommt am Anfang an Stöße, die Ausdauer verlangen. Die „Individualität" spielt vorerst gar keine Rolle. Die Verfasserin weist auf die Literatur hin, die nur das Versagen der jungen Berufsanwärter zeigen. Prüfungsfragen an mittlern und höhern Lehranstalten zeigen, wie gering die exakten Kenntnisse sind.

Mangel an Mut führt zur Verweichlichung. Dies zeigt sich dann im Berufsleben, wo es härter zugeht, dort führt es zur Verletzlichkeit und Uebelnehmerei. Es fällt den jungen Leuten schwer, sich an den sachlichen und allein auf Leistung gestellten Umgangston im Berufsleben umzustellen.

Der Mangel an Mut in der Erziehung zeigt sich aber auch im großen Heer der jugendlichen Arbeitslosen. Das Leben zerrinnt ihnen, weil sie nicht imstande sind, aus eigener Kraft ihr Leben zu gestalten, aus eigenen, geistigen Mitteln die leeren Wochen zu füllen. Noch nie ist eine Generation so auf ihr eigenes Innenleben, auf ihre Charakterstärke angewiesen wie die heutige. Aber nur ein erzogener Mensch kann sich selbst Ziele setzen.

Infolge der Zeitumstände ist es schwierig für den Erzieher, diesen Mut aufzubringen. Der Lehrer hat überfüllte Klassen, an den Fürsorgeeinrichtungen wird abgebaut. Der Erzieher wird mutlos oder er greift zum „Mut der harten Hand," zur alten Zucht, zum Mittel der körperlichen Züchtigung. Dies stiftet nur neue Verwirrung, ist falscher Mut.

Mut ist gepaart mit Beobachtungsgabe. Den jungen Menschen erfassen, bei jeder Erziehungsmaßnahme das Einmalige in der Erziehungssituation begreifen, das rückt den Erzieherberuf in die Sphäre des Künstlers.

E. Steiner-Graf.

Mehr Familienpolitik.

In der ersten Juninummer der „Sozialen Praxis" betont Pfarrer D. Johannes Herz die Wichtigkeit einer Neuorientierung in der Familienpolitik. Es sind Gedankengänge, die an dieser Stelle immer wieder vertreten worden sind und von der Familienschutz-Kommission des Bundes schweiz. Frauenvereine, die nun allerdings in eine große schweizerische Familienschutzkommission sich erweitert hat, schon seit langem propagiert werden. Bisher hielt man teils aus Doktrinarismus, teils aus Sorge um eine Erschütterung der Tarifverträge am Prinzip des Leistungslohnes fest und wollte nichts von einem Familienstandslohn wissen. Eine schlimme Folge dieses kurzsichtigen Standpunktes hat sich darin gezeigt, daß in der Erwerbslosenfürsorge und der Wohlfahrtspflege die Kinderzulagen notwendigerweise auf eine gewisse Kinderzahl beschränkt werden mußten, weil bei einer Berücksichtigung von vier und mehr Kindern die gewährten Unterstützungen die jeweiligen Arbeitslöhne erreicht oder überstiegen hätten. Dadurch sind katastrophale Notstände der kinderreichen Familien entstanden, die bei diesen Familien meistens zu völligem wirtschaftlichen und oft auch gesundheitlichen Zusammenbruch geführt haben.

Es müsse daher mit allem Nachdruck dahin gestrebt werden, daß bei dem Neuaufbau der Sozialpolitik und bei der Neuregelung der sozialen Fürsorge familienpolitische Gesichtspunkte weit stärker als bisher zur Geltung kämen. Es müsse erreicht werden, daß bei den Leistungen der Wirtschaft der Familienstand weit stärker als bisher berücksichtigt werde, indem grundsätzlich neben dem Prinzip des Leistungslohnes das Prinzip des Familienstandlohnes anerkannt werde. Es gelte, dem Lohnempfänger nicht nur als einen Arbeitskraft verkörpernden Menschen zu betrachten, sondern ihn in seiner sozialen Bedeutung und Leistung für das Volksganze zu würdigen. Man müsse erkennen, daß in der Volksgemeinschaft eine solidarische Verantwortung gegenüber den Kindern des Volkes bestehe. Aus diesem Grunde müsse der Lohn nach dem Maße der sozialen Verpflichtungen bemessen werden, die der Arbeitnehmer als Familienvater zu erfüllen habe.

Gesetzlicher Schutz der Kinderarbeit in den Vereinigten Staaten.

Fragen des Kinderschutzes, wo und in welcher Form sie sich auch stellen mögen, interessieren uns Frauen immer. So dürfen wir auch das Interesse unserer Leserinnen für eine Konferenz voraussetzen, die kürzlich auf Einladung von Miß Grace Abbot, der auch bei uns bekannten Leiterin des amerikanischen Bundesamtes für Kinderarbeit, sich in Washington zusammenfand, um zu Fragen eines gesetzlich zu schaffenden Schutzes der Kinderarbeit Stellung zu nehmen. Den Konferenzarbeiten wohnten Delegierte von 31 im Sinne des Kinderschutzes arbeitenden Verbänden bei, sowie Vertreter der Bundesregierung und der Regierungen der einzelnen Staaten. Die Einberufung war vom amerikanischen Gewerkschaftsbund angeregt worden im Bestreben, in die Verfassung der Vereinigten Staaten einen Zusatz zum Schutze der Kinderarbeit zu erwirken.

Die Konferenz hat eine Wegleitung für jede diesbezügliche Gesetzgebung mit folgenden Grundsätzen aufgestellt:

1. Die niedrigste Altersgrenze für die Zulassung zu allen bezahlten Arbeitsstellen ist auf 16 Jahre festzusetzen. Ausnahmen — neben der Schule — sind gestattet für Kinder von 14 und 15 Jahren, die bestimmte Berufe ausüben, sowie für solche, — unter Anpassung an ihre besondern Verhältnisse — für die ein regelmäßiger Schulbesuch bis zum 16. Altersjahr eine Unmöglichkeit ist.

2. Die höchste Zahl der Arbeitsstunden muß für jugendliche unter 18 Jahren geringer sein als das für Erwachsene vorgesehene Minimum und darf 8 Stunden täglich nicht überschreiten.

3. Der Minimallohn für jugendliche Arbeiter unter 16 Jahren soll gesetzlich festgelegt werden.

4. Für gefährliche Berufe soll das niedrigste Zulassungsalter auf über 16 Jahre angesetzt werden.

5. Eine doppelte Entschädigung soll den jugendlichen Arbeitern unter 18 Jahren entrichtet werden, wenn sie unter Umgehung des Gesetzes über Kinderarbeit oder irgend eines Reglementes über Anstellung von Minderjährigen Opfer eines Unfalls werden. Der Arbeitgeber ist für Entrichtung der Zusatzentschädigung persönlich haftbar.

Um die Anwendung dieser Grundsätze zu sichern, hat die Konferenz die Annahme folgender Verwaltungsmaßnahmen empfohlen:

1. Errichtung besonderer Aemter innerhalb der Arbeitsdepartemente eines jeden Staates, um den Schutz der Frauen und Kinder zu sichern; Erweiterung des Arbeitsfeldes dieser Aemter, wo solche schon bestehen.

2. Eintragung der industriellen und ähnlichen Betriebe bei jedem Arbeitsdepartement, um die Beaufsichtigung zu erleichtern.

Die Konferenz war sich wohl bewußt, daß die Annahme dieser Grundsätze einer Revision der Schulverordnungen rufen würde, besonders auch darum, weil die Budgets der Staaten beträchtliche Kürzungen erlitten haben und sodann weil die Schülerzahl infolge der empfohlenen Maßnahmen zunähme. Die Verbände wurden deshalb ersucht, ihren ganzen Einfluß aufzubieten, damit die Schulbudgets so verwendet werden, daß die Kinder die für sie erforderliche Ausbildung erhalten.

Schwedische Randzeichnungen.

II.

Sigtuna.

Was ist Sigtuna, was machte seinen Namen weit herum bekannt? Im Reisehandbuch steht, es sei einer der ältesten Orte Schwedens, malerisch am Mälarsee gelegen. Als wir am Abend hingelangen, ist es nicht der sicher malerische Ort, der uns anzieht, wir streben hinauf zur Sigtuna Stiftelsen, der Volkshochschule von Manfred Björkquist. Da liegt sie vor uns im Glanze der untergehenden Sonne. Keine Zeit könnte sie uns besser in ihrem ganzen Reize zeigen. Im Rosengarten stellt Rektor Björkquist seine junge Mädchenschar, die augenblicklich den Volkshochschulkurs besucht, auf und läßt sie frohe und traurige Volkslieder singen. Die Sigtuna-Volkshochschule ist nur eine von vielen, aber sie hat ihre bestimmte Eigenart, sie wurde gegründet zur Pflege evangelischen Lebens. Neben der Schule besteht hier ein Hospiz, das allen offen steht, die sich gerne ausruhen wollen in christlicher Gemeinschaft. Man kann schwer einen bessern Ruheort finden als Sigtuna. Wie schön liegt es oben im Walde über dem Mälarsee. Und wie behaglich ist es eingerichtet, wie wohl fühlt man sich da als Gast. Ich merke das so recht, als ich nach Beendigung der J. F. B.-Tagung für einige Tage zurückkehre in diese herrliche Stille.

Aber schon an dem Sonntagabend spüren wir etwas von Gemeinschaft, als wir uns in der kleinen weißgetünchten Kapelle zusammenfinden. Wir sind verschiedenen Glaubens, hier eint uns alle etwas, das wir schwer ausdrücken könnten. Es muß wohl etwas sein von der allgemeinen Kirche, der Una sancta, das wir an diesem Abend spüren. Spät ist es, als wir nach Stockholm zurückkehren, um am Montag erneut an die Arbeit zu gehen.

Typen.

Etwas vom Interessantesten an den internationalen Kongressen sind stets die so verschiedenen Frauentypen, die man trifft. Manche kennt man seit langem, man freut sich stets wieder, ihnen zu begegnen, andere würde man vielleicht ganz gerne missen. Am meisten interessieren einen aber die neuen Gesichter, vor allem freut man sich, wenn die jüngere Generation vertreten ist. Das größte Aufsehen erregen unbestritten die beiden Indierinnen, Mrs. Gupta und Mrs. Bose. In Wien war es noch Lady Tata, die die Indierinnen vertrat. Nun ist an ihre Stelle die kleine, lustige, bewegliche Mrs. Gupta getreten, mit der man so gut lachen kann und die alles so sichtlich genießt, die aber auch bei Gelegenheit ein gescheites Wort zu den Verhandlungen sagt. Sie sieht so jung aus, daß man höchst erstaunt ist, zu hören, daß sie zwei Töchter von 16 und 14 Jahren hat. Als sie am Abschiedsdiner namens der englisch sprechenden Frauen ein Wort sagen soll, zittert sie nicht. „denn", sagt sie, „es ist meine erste öffentliche Rede". Sie entledigt sich ihrer aber recht gut. Neben der kleinen, zierlichen Indierin sehen die meisten Europäerinnen sehr robust aus. Dies ist in besonderem Maße der Fall mit der Gräfin di Robilant, der Präsidentin des italienischen Frauenbundes. Sie ist Präsidentin der Kinderschutzkommission und leitet diese vorzüglich. Sie spricht glänzend deutsch, französisch und englisch. Aber wehe, wenn jemand anderer Meinung ist. Da erhebt sich ihre harte, laute Stimme; man wird bei ihr daheim kaum wagen, ihr zu widersprechen. Sie fühlt sich absolut als offizielle Vertreterin Italiens und will als solche gehört sein. Ja, das ist ein böser Punkt; wir haben eine ganze Anzahl Frauen, die stets darauf Ausschau zu halten scheinen, ob ihnen auch genug Ehre erwiesen werde, ob ihr Platz an der Tafel auch gut genug sei. Es sind vor allem die Frauen aus den östlichen und den lateinischen Ländern, die hier Schwierigkeiten machen. Unsere armen Sekretärinnen haben es oft schwer, es allen recht zu machen, die schwedischen Gastgeberinnen wissen oft nicht, mit was für empfindlichen Leuten sie es zu tun haben und ich bin sicher, daß die eine bis heute nicht weiß, warum eine ihrer Eingeladenen sofort Kehrt machte, als sie die Tischordnung sah; sie konnte nicht wissen, daß manchmal auch Frauen in offizieller Stellung keine Kinderstube haben, was sie selbst doch aus altem, vornehmem Geschlecht.

Eine der unmutigen Erscheinungen war ohne Zweifel die Präsidentin des Kanadischen Frauenbundes, Miß Kydd, kanadische Ersatzdelegierte zur Abrüstungskonferenz. Sie hat, nachdem sie an der einen öffentlichen Versammlung über Arbeitslosigkeit sprach, von ihren Zuhörern und Zuhörerinnen 250 Briefe erhalten.

Ich kann mich nicht erinnern, daß der J. F. B. je eine so gut besuchte, öffentliche Versammlung abgehalten hätte, auch das finanzielle Resultat war ein glänzendes, die Summe von 2000 schwedischen Kronen, die der schwedische Bund dem J. F. B. als Abschiedsgeschenk einhändigte, kann dieser, der dank sehr schlechten Zählern unter seinen Mitgliedern stets in Geldnöten steckt, gut brauchen.

Man möchte wohl noch von manchen der Frauen etwas sagen, aber wir wollen nicht zu lange werden. Zum Schlusse möchten wir unsern Leserinnen noch von zwei Frauen etwas sagen.

Besuch bei Selma Lagerlöf.

Leider konnten wir sie nicht in ihrem Heim besuchen, wir drei, die wir uns aufmachten, um Selma Lagerlöf um eine Novelle zu bitten. Der J. F. B. hatte sich bereit gefunden, seine Unterstützung zuzusagen für ein Komitee, das vor kurzer Zeit in Genf gegründet wurde, um vertriebene Intellektuelle zu placieren. Manche Länder waren bereit, solchen Vertriebenen Arbeit zu geben, wenn sie kein Salär zahlen müßten. Das Komitee will nun versuchen, in den Ländern, welche keine Vertriebenen aufnehmen können, Geld zu sammeln. Zu diesem Zwecke möchte es eine Novelle von Selma Lagerlöf in möglichst vielen Sprachen verbreiten, da diese eine der bekanntesten Schriftstellerinnen ist und sich bereit erklärt hatte, dem Komitee beizutreten und mitzuarbeiten. So machten wir uns denn auf, die Sekretärin des Genfer Komitees, eine Schwedin und ich, um Selma Lagerlöf unsere Bitte persönlich vorzutragen. Zur Zeit weilt sie in einem Waldsanatorium Hultafors. Sie lud uns freundlicherweise zum Lunch ein.

Etwas kritischen Blickes sah sie uns an, als wir nach längerer Autofahrt unser Ziel erreicht hatten. Sie war erstaunlich gut unterrichtet über unser Begehren und sehr bereit zur Mithilfe. Sie spricht sehr gut deutsch, manchmal waren wir aber doch froh, daß die Schwedin die Verhandlungen mit ihr führen konnte. Ich konnte mir unterdessen die Frau ansehen, deren wundervolle Bücher in mir schon lange die Sehnsucht geweckt hatten, einmal Schweden zu sehen. Man merkt es, daß ihre blauen nordischen Augen scharf beobachten. Sie kann wohl sehr schroff sein, aber es liegt eine gewisse herbe Güte in ihrem Wesen. Sie ist mit einfacher Eleganz gekleidet; man merkt, daß sie Wert darauf legt, gut auszusehen.

Was wir gesprochen haben? Nicht viel, außer den Verhandlungen über ihre Novelle. Immerhin fand sie Zeit, mir zu sagen, daß sie Basel kennt und liebt. Mit herzlichem Danke schieden wir von ihr und ihrer Freundin Fräulein Blander und verbrachten noch einen wundervollen Abend draußen am Meer.

Die starken Gelenke unter der glatten Haut hatten etwas Grausames, und die eigensinnigen Linien der dünnen, starkknöcheligen Finger bedrängten; aber mancher fand sie schöner als die Hände einer Raffaelschen Madonna.

Einmal unterbrach sie seine Rede: „Ist es etwas so Schlimmes, wenn die benachteiligten Burger auch ein wenig an die Sonne möchten, zu Ehren, Geld und Macht kommen? Mein Papa hat einmal gesagt: Eine république nennt es sich; aber die Fürsten von Bern sind schlimmere Potentaten als mancher Monarch."

Der Altlandvogt wurde nachdenklich. „Es ist schwer, darüber zu reden, Kind. Alles ist wohl nicht so, wie es sein sollte. Vieles hat sich geändert seit guten alten Zeiten und nicht immer zum Bessern. Zu begreifen wäre es schon, wenn den Jungen manches nicht gefiele; aber der Weg ist schlimm. Verschwörung und Rebellion das ist Verbrechen."

„Gibt es denn einen andern Weg?"

Er wurde noch unsicherer. „Eben nicht, eben nicht gar. Als sie es vor Jahren gelinder versuchten mit verstandsamem Memorial, hat es ihnen nicht zum Guten ausgeschlagen. Es ist halt in Gottes Namen noch nicht reif. Da mögen dann die Spätern schauen." Er seufzte bedrängt und flüchtete sich dann in einen belehrenden Ton, den er seiner Frau gegenüber selten fand; aber während er sich einläßlich über Verfassung, Bürgerpflichten über angestammte Rechte und Vorrechte verbreitete, erlahmte Frau Suzannes Interesse bald und sie suchte durch eine rasche Frage dem Gespräch einen Rank zu geben: „Wen hat man denn verhaftet und wie ging das zu?"

Der Gatte war gewohnt, ihren Gedankensprüngen nach Möglichkeit zu folgen: „Heute morgen haben sie allbereits einige festgenommen, darunter auch zwei von den drei Häuptern. Unten im Marzili, wo er just ahnungslos vom Land hereinkam, faßten sie den Kaufmann Wernier. Die Herren Fischer, Gingins und Freudenreich haben sich gebrüderweis an ihn gemacht und ihn dann hinterrücks gepackt und nach dem Käfigturm gebracht."

„Wernier? Der kleine épicier?" Sie lachte. „Hab ich es nicht gesagt, Altersein, zwischen Lebkuchen und Käse! Und drei edle Herren haben den armen Hasen gejagt? O, les gentilshommes de Berne!"

„Eben vorhin, um Mittag, haben sie den andern erwischt den Stadtleutnant Gabriel Fueter. Der Gerichtsschreiber Gatschet und die beiden Tillier haben ihn in seinem Hause festgenommen."

Frau Suzanne staunte. „Der lange Gabriel? Der wäre leicht zu köpfen mit seinem schlanken Hals; aber eigentlich sollte ihr ihn leben lassen; er hat feurige Augen und sitzt gut zu Pferd."

Der Altlandvogt schüttelte den Kopf gegen seine Frau mit einem ängstlichen Blick nach Madelon hin. Dann fuhr er zögernder fort: „Den Dritten hat man noch nicht. Er ist ausserhalb heute; aber man ist ihm auf der Spur" — und räuspernd sich ein wenig — „Es tut mir leid, Suzanne, es sagen zu müssen, es ist der Hauptmann Samuel Henzi."

Frau Suzanne hatte eben das Glas zum Munde führen wollen. Nun stellte sie es, ohne zu trinken, auf den Tisch zurück. Ganz langsam; aber dennoch sprang eine kleine rote Welle über den Kristallrand und legte sich breit zerfließend auf das weiße Linnen.

Madelon, die still essend, aber mit lebhaften Augen dem Gespräch der Eltern gefolgt war, warf einen triumphierenden Blick auf die unachtsame Mutter und den roten Fleck. Dann sprang sie wichtigtuerisch auf und streute Salzkörner darüber hin.

Frau Suzanne schwieg. Sie schien angelegentlich zuzusehen, wie der Wein das Salz durchdrang und rosenrot färbte. Ihr weißes Gesicht war still, nur die langen Locken über der Brust zitterten, und langsam legte sich ein herber, fremdartiger Zug um ihren sehr roten Mund.

Ihr Eheherr betrachtete sie mit besorgter Aufmerksamkeit; aber es klang doch etwas wie Genugtuung aus seinen Worten, als er dann ernsthaft zu ihr hinübernickte: „Glaubst du nun endlich, daß es kein Kinderspiel ist mit einer Verschwörung, wenn sich ein solches Ingenium an ihre Spitze stellt?"

Aber als die Frau jetzt ihre Augen zu ihm erhob, erschrak er fast über deren unheimlichen Blick, der ihn an glühenden Stahl erinnerte, so heiß und hart war er. Auch ihre Stimme klang wie ausgeglüht. „Und das Ingenium faßt ihr entliehen und steckt den blassen Pfefferlack ein und den raßigen langen Leutnant?"

Er verteidigte sich: „Wir ließen ihn nicht laufen. Als er gestern nach Burgdorf verritt, wußte noch keiner etwas um die Conspiration. Er selbst ahnt zur Stund nichts von deren Aufdeckung; denn man hat seine Warnung wohl zu verhindern gewußt. Wie ein Verrückter ist sein Bub, der vierzehnjährige Karl, herumgerannt in der Stadt. Er fand allenthalben verschlossene Tore, und als ihm auch der Fährmann beim Schwellenmätteli die Ueberfahrt verweigerte, habe er sich am Boden gewälzt vor Verzweiflung, das arme Kind, und man hat ihn mit Gewalt hindern müssen, daß er sich in die Aare warf. Nun sind Bondeli und von Werdt dem Hauptmann auf der Fährte."

Frau Suzanne lauschte auf. „Bondeli? Ist das der Vater der blatternarbigen Weisheit, der jungen Julie?"

„Eben der, der Burgdorfer Schultheiß. Ich denke, daß er von seiner Freundschaft mit dem Hauptmann einen übeln Eindruck bei den Gestrengen Herren befürchtet, deshalb mag er sich um das schlimme Amt beworben haben. Henzi ist ja der Lehrer seiner Töchter."

„Es hieß, er wolle aus ihr ein miracle machen. Nun wird es damit ein Ende haben." Sie lachte leise, versteckt vor sich hin.

Der Altlandvogt beobachtete verdutzt und ein wenig traurig das seltsame Gebaren seiner Frau, und in seinen Worten lag etwas Ernstes, fast Tadelndes: „Die arme Jungfer wird schwer daran tragen, daß sie nun solchermaßen auf Umwegen fast zum Schergen an ihrem Lehrer wird. Sie habe ihn gar sehr verehrt; sein Schicksal wird ihr nahe gehen, näher als seiner früheren Schülerin, wie mir scheint, Madame!"

„Schülerin? Oh, das ist lange her!" Sie warf den Kopf zurück und lächelte durch den goldenen Wimperschleier spöttisch zu dem Manne hinüber. „Wenn Mademoiselle Suzanne damals graue Blatternhaut gehabt hätte und hölzerne Schultern, hätte sie vielleicht auch mehr Sinn für Philosophie gehabt, monsieur le baillif et cher ami, und vielleicht würde sie jetzt um ihren Lehrer weinen. O nein, ich war keine gelehrige Schülerin!" Und wiederum das merkwürdige leise Lachen; aber dann raffte sie sich zusammen, und ihre Augen wurden wieder groß und voller Spannung. „Werden sie ihn erwischen?"

Der Altlandvogt schüttelte betrübt den Kopf. „Fast scheint es, als ob du solches wünschtest, und ich habe mich gefürchtet herauszurücken mit der argen Geschichte aus Angst, dir weh zu tun. O Frauen,

„Vivi".

Von unserer schwedischen Begleiterin, einer netten jungen Frau von 35 Jahren, wissen wir nur, daß sie Schriftstellerin und Botanikerin ist. Während der Fahrt aber stellt sich heraus, daß sie „Vivi" ist. Wer ist Vivi? Es ist die Verfasserin eines sehr erfolgreichen Buches „Vivis Reise nach Amerika". Sie erzählt darin, wie sie als Dienstmädchen nach Amerika ging und dort 13 Monate arbeitete. Das mit lustigen Zeichnungen versehene Buch ist in viele Sprachen übersetzt worden.

Sie selbst betrachtet jene Reise und das Buch nur als Intermezzo. Sie arbeitet lieber wissenschaftlich. Mit ihrem Gatten hat sie 3 Jahre in Aegypten gelebt. Im Frühling ist er gestorben. Sie ladet uns sehr freundlich ein, sie doch zu besuchen. Wir finden bei ihr ein wahres Museum, das sie mit fast kindlicher Freude und großem Stolz zeigt. Ihre Schwestern und ihre Mutter sind sichtlich stolz auf sie; die Mutter hat sich sofort vorgestellt mit den Worten: „Ich bin Vivis Mutter. Ich war nie jemand, erst war ich die Tochter meines Vaters, dann die Frau meines Mannes und nun Vivis Mutter." Womit sie aber gar nicht so unzufrieden zu sein scheint.

Vivi arbeitet aber nicht nur wissenschaftlich. Sie hält Lichtbildervorträge im ganzen Land, viele Monate ist sie unterwegs, vom Süden bis zum Norden reist sie im Auftrage der Regierung, die auf diese Weise für Unterhaltung und Belehrung ihrer abseits wohnenden Landeskinder sorgt. Drei Monate im Frühling und drei Monate im Herbst dauert ihre Tätigkeit. An den meisten Orten hat sie eine große Zuhörerschaft, die Leute von Lappland sind nicht überfüttigt mit Vorträgen.

Abschied.

„Partir c'est mourir un peu." Dieses Wort, das an jedem Abschiedsdiner zitiert wird, hat dieses Mal eine gewisse Berechtigung. Wie alle scheiden ungern aus dem Lande, wo uns so viel Freundlichkeit, so viel herzliches Entgegenkommen bewiesen wurde. Auf Wiedersehen in Paris, so sagen wir. Aber wer weiß heute, wie es in einem Jahre aussehen wird. Aber, wie es auch kommen mag, die Tage von Stockholm werden uns in leuchtender Erinnerung bleiben. Die Schweden sagen, wenn sie einander begegnen oder wenn sie abends auseinander gehen, zu einander: Danke für das letztemal, oder, Danke für den heutigen Tag. Wir aber können nur sagen: Wir danken herzlich für alles, was wir in ihrem Lande genießen durften. E. Z.

Zur Stellung der Frau in der Politik.

Gerne veröffentlichen wir die Zuschrift einer Leserin:

Es ist sehr dankenswert, daß das Schweizer Frauenblatt eine Aussprache über die Stellung der Frau in der Politik eröffnete und wenn zuerst eine Juristin zu grundsätzlichen Erwägungen das Wort ergriffen hat (s. Nr. 29.), so möchten nachfolgende Betrachtungen noch einzelne Ergänzungen bringen. Diese sollen sich ergeben aus der Frage: was erwartet man von der Frau, wenn sie das Recht erhält, wie der männliche Staatsbürger zu wählen oder sich wählen zu lassen?

Man macht oft die Wahrnehmung, wenn man sich über diesen hoffentlich nicht mehr allzu fern liegenden Fall mit Frauen unterhält, daß sie glauben, damit ihre äußere Lebensführung zu stark zu belasten oder die Verantwortung nicht tragen zu sollen. Es sind wohl nicht die Frauen, die aus den Aufgaben der Frauenverbände heraus die Notwendigkeit der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung erkannt haben oder wie ich (wohl mit der verehrl. Schriftleitung?) hoffe, auch nicht die Leser des unermüdlich für Aufklärung bemühten Frauenblattes, die sich noch nicht diese Erkenntnis zu eigen gemacht haben, — aber noch stehen viele Frauen zögernd da, wenn es gilt, ohne Umschweife dafür einzutreten. Es soll die Verantwortung, die aus der Wechselwirkung von Recht und Pflicht entsteht, ihr Gewicht behalten, aber es ist, um zur Beantwortung obiger Frage zu kommen, festzustellen, daß man auch bei der Frau unterscheiden muß zwischen jener, die für ein Amt im Stadtrat oder Kantonsrat aufgestellt wird, Versammlungen und Wahlreden halten und Zeit und Kraft für dieses Ehrenamt zur Verfügung stellen soll und der Majorität der Frauen, die solche Aemter nicht bekleiden würden. Es werden sich zweifellos genügend des öffentlichen Vertrauens würdige und in der Geschäftsführung gewandte Frauen dafür finden; — wir wissen aus anderen Ländern, wie sich Frauenkräfte dazu gleichsam lösten und eine hohe geistige Warte erreichten, aber um solche führende Persönlichkeiten in der Politik scharen sich dann diejenigen, die infolge persönlicher Verhältnisse oder ihrem Wesen gemäß, ein öffentliches Forum nicht betreten wollen. Zu dieser Unterscheidung wird man durch häufige Aeußerungen von Frauen geführt, wenn sie ihre geringe Neigung für Politik begründen und sagen: „ich kann nicht reden oder ich passe nicht in die Oeffentlichkeit." Sie bekunden damit die irrige Auffassung, als ob die Verleihung der politischen Rechte ein Massenaufgebot der Frauenwelt für politische Aemter und Parlamentssitze nach sich ziehen würde. Gewiß ist es für den Politiker nötig, bei Beratungen sich zu äußern und eine fließende Redeweise ist für alle Seite wohltuend, aber für die sachliche Arbeitsleistung fällt seine Gesinnung und sein Wissen ebenso stark in die Wagschale, um sein Ziel zu erreichen. Parlamente und Konferenzen leiden im allgemeinen unter der Redefreudigkeit der männlichen Teilnehmer.

Es ist übrigens zu bemerken bei mancher Veranstaltung, in der Männer und Frauen das Wort ergreifen, daß letztere in der Gewandtheit der Rede und sorgsam erwogenem Inhalt nicht zurückstehen.

Im allgemeinen aber erfaßt die Politik und die Betätigung darin Mann und Frau im geistigen Mitgehen am öffentlichen Geschehen, — nach den Worten: „als dienendes Glied schließe dem Ganzen dich an!" Es handelt sich darum, die Einstellung dazu festzulegen, durch Unterstützung und Mitgliedschaft einer politischen Gesinnungsgemeinschaft und als Frau die Prägung des eigenen Wollens ihr zu geben, wie auch mit dem Stimmzettel die als maßgebend erkannten Ziele einer politischen Richtung zu bestätigen. Das setzt gewiß manches voraus, wie z. B. den Besuch politischer Versammlungen, Aussprache und Aufklärung über die Parteien, es erfordert ein Umschauhalten und Vertiefen in unsere Daseinsbedingungen, ein Herz für Berufsnöte und Zusammenhänge menschlicher Lebensgestaltung; es ist vielleicht so viel, daß man hie und da persönliche Liebhabereien und kleine Vergnügungen opfern muß, aber es ist gewiß nicht so viel, daß sonstige Pflichten darunter leiden müßten. Die gesammelten Eindrücke aufmerksamer Beobachtung formen sich dann in der Besinnlichkeit eigenen Urteils zu jenem Punkt, der für unsere Stimmabgabe richtunggebend sein kann. Nicht nur allein Führertum, sondern bewußte Mitarbeit erwartet man von der Frau und diesen Ruf braucht sie nicht abzuweisen, in keiner Lebenslage, denn durch ihren Daseinskampf und ihre praktische Lebenserfahrung und nicht zuletzt aus ihrer Verbundenheit mit der nachfolgenden Generation ist sie befähigt, an der Politik teilzunehmen und ihre mütterlich-altruistische Einstellung den Lebensmächten gegenüber wird sie wesensgemäß führen, eine abwehrende Hand gegen wildflutende Strömungen zu halten. Sie kann von Mensch zu Mensch, in Arbeit und Mußezeit, in kleinem und großem Kreis durch die bekundete Gesinnung und Auffassung einen unabwägbaren Einfluß — so nachhaltig wie auf dem Gebiet der Erziehung, — ausüben und damit die öffentlich wirkenden Politiker unterstützen, wenn sie sich beim Wahlgang der Erkenntnis nicht verschließt: „auf mich kommt es an!" und verantwortungsfreudig im politischen Leben ihres Volkes nicht mehr zur Seite stehen muß.

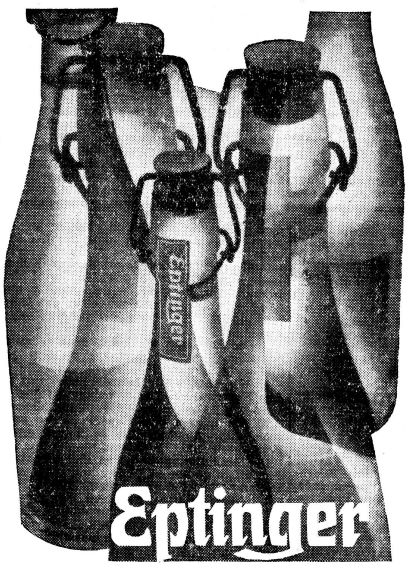
E. G. E.

Walliser Aprikosen
Frko. Kollis kg 5 10 20
z. Sterilis. 6 50, 12.50, 24.-
Extra 6.—, 11.50, 22.—
Große 5.50, 10.50, 20.—
f. Konfit. 5.—, 9.50, 18.—
Dondainaz, Charrat. P701-6S

Ia. Alpen-Heidelbeeren
z. Sterilisieren Fr -.60 per kg
Ed. Andreazzi, Nr. 7, Dongio (Tessin). P1011-1 O

Solvente Leute erhalten
Darlehen
langfristig, ohne Bürgen. Nötige Angaben durch Interga A.-G., Basel, U. 40

Wir drucken
sämtliche Druck-Arbeiten für Private, Handel, Industrie, sowie Gewerbe. Spezialität: Unnachahmbare Wertpapiere nach eigenem patent. Verfahren
Buchdruckerei Winterthur A.G.



Eine grosse Zahl von Mineralwassern wird heute angeboten und jedes will das beste sein. Zu welchem darf man noch Vertrauen haben? Der Volksmund wird darauf antworten: „Was sich bewährt hat, muss gut sein!" Am längsten bewährt hat sich aber das Eptinger
BRUNNENVERWALTUNG EPTINGEN/SISSACH
P2qQ

Ein idealer Sommertrank ist Ovomaltine-kalt, herrlich von Geschmack, stärkend und doch durststillend!

Verlangen Sie von Dr. A. Wander A.-G. den neuen, praktischen Schüttelbecher gegen Nachnahme von Fr. 1.–.

Den füllt man zu ¾ mit kalter Milch und 1–2 Teelöffel Ovomaltine, setzt nach Belieben Zucker eventuell auch ein wenig gehacktes Eis zu, schliesst den Becher und schüttelt einige Augenblicke kräftig.

Selbst wer Ovomaltine gut kennt, ist über das herrliche Getränk erstaunt. Es schmeckt einfach ausgezeichnet. Darum an heissen Tagen

OVOMALTINE-KALT

Ovomaltine ist in Büchsen zu Fr. 2.— und Fr. 3.60 überall erhältlich.

Nur Ovomaltine schafft Ovomaltine-Erfolge

A 282

Dr. A. WANDER A.-G., BERN

P10Y

Frauen!" Er seufzte tief und ergeben; aber dann erwog er ruhiger, daß es den beiden Häschern kaum fehlen werde. Für Bondeli liege nun alles daran, daß er sich durch Festnahme des Rebellen rehabilitieren könne; der andere aber, der von Werdt, hoffe sich dadurch einen Platz unter den Zweihundert zu erobern.

Frau Suzanne trank jedes Wort. „Und wenn sie ihn haben, was geschieht dann mit ihm?"

Er zuckte die Achseln. „Schlimm genug kann es ihm gehen; aber ich hoffe immer, daß sich die Geschichte schließlich doch harmloser zeigen wird, als die Furcht es heute ausmalt. An blutige Pläne kann ich nicht glauben, just weil dieser Mann obenan stand. Es wird wohl wieder auf ein Gesuch und Memorial an die regierenden Herren herauskommen, wie voriges Mal; denn nicht Taten sind dem Henzi sein Feld, sondern — les grandes idées. Ach, wäre der doch bei seiner Wissenschaft und Poeterei geblieben, dort ist er ein Held. Parbleu, seine leichten französischen Verse sind mir lieber als dem Herrn von Haller sein schwerbestachteter deutscher Dichterwagen — und nicht nur mir."

Er erhob sich schwer seufzend. „Nun muß ich halt gehen. Die Häscherarbeit hab ich wohl andern überlassen können; meine ehrlichen Tatzen passen zu derlei nicht. Aber es gibt noch anderes zu tun. Ich werde heute nicht früh heimkommen."

Frau Suzanne legte ihre weißen Hände auf seine breiten Schultern: „Ermüde dich nicht zu fast, mon cher!" Und dann leichthin, doch mit ernstem Augenaufschlag: „Könntest du mir nicht Nachricht schicken, wenn sie den Hauptmann haben?"

Er sah sie neuerdings verwundert und forschend an; aber ihre Blicke streichelten seinen reinvollen Ausdruck weg, bis er ein gutmütiges „Meinetwegen" nickte. Und er schmunzelte: „Mein Leutnant, wenn ich ihm sage, daß er der schönen Frau Bericht bringen darf, der geht am Ende auch noch auf die Jagd nach dem Rebellen; ich mein, der gibt um deinen Anblick nicht weniger als der von Werdt um seinen Ratssessel!" Und er lachte vergnügt über sein Witzlein. Doch als jetzt Frau Suzanne unvermutet ihre seidenen Arme um seinen Hals schlang und ihn lange und zärtlich mitten auf die breite Wange küßte, blieb ihm der Atem stehen, und die Hände, die ihre schmiegsamen Schultern umfaßten, zitterten. „Suzette, chérie, wenn du öfters so zu mir wärest . . ." Dann aber wandte er sich brüsk von ihr ab und rannte davon.

Und während sich die schöne Frau mit ihrem Fasenettlein Mund und Wangen wischte, lachte sie kurz vor sich hin: „Le pauvre vieux!" Denn sie hatte noch just gesehen, wie dem Manne die Tränen in die unbeschützten hellen Augen schossen. Dann schritt sie leise rauschend nach ihrem Boudoir hinüber und schloß hinter sich die Tür, ohne der kleinen Madelon zu achten, die mit heißen Augen der Szene beigewohnt hatte und nun mit aller Heftigkeit dem Vater nachstürzte.

Unten im dunklen Korridor erreichte sie ihn und warf sich schluchzend an seine Knie: „Papa, lieber armer Papa, ich habe dich so gern!" Der Altlandvogt beruhigte das heiße Kind, und als er das Haus verließ und in die menschendurchdrängten Lauben trat, war ihm das Herz groß: Ach, wenn einem in alten Tagen unverdient noch soviel Glück und Liebe wurde, wer mochte da noch an Rebellen glauben?

*

In ihrem Boudoir hatte sich Frau Suzanne in einen der lilaseidenen Fauteuils geworfen. Das tiefe Gemach war merkwürdig kühl. Die niedergelassenen Persianen dämpften den Tagesschein zu zart leuchtender Dämmerung, und die geschlossenen Fenster verbannten den Lärm der unruhigen Gasse. Nur der Hufschlag hin und her jagender Pferde drang bisweilen aufreizend in die summende Stille des Säleichens.

Frau Suzanne schmiegte sich tief in die kühl duftenden Seidenkissen. Ihre Hände preßten die Schläfen. Sie mußte die Augen schließen, um dem Drang anstürmender Bilder standzuhalten. Ein Wirbel lange zurückgedämmter Erinnerungen überfiel sie mit ganzer Gegenwart; aus allen aber trat ihr das lebendige Bild des Mannes entgegen, den vielleicht in diesem Augenblick seine Schergen erjagten. Hundert Spiegelungen zeigten ihr die feinen männlichen Züge seines geistbelebten Gesichtes, aber keine so, wie sie sie zu sehen verlangte.

Ah, sie mußte wissen, wie es war, wenn Angst und Schmach und Todesnot dies heiterstolze Antlitz malten.

Sie biß die Zähne zusammen und grub ihre kühlen Knöchel in die brennenden Augenhöhlen; aber es gelang ihr nicht, den Gestalten des Innern Herr zu werden. Diese schönen dunklen Männeraugen wollten den heiteren Glanz ihrer Tiefe nicht verlieren. Jetzt ruhten sie mit einer innigen Kraft auf ihr, wie damals als sie sie zum erstenmal sah und unter diesem Strahl verstehender Güte ihr armes zerquältes Kinderherz aufbrach. Jetzt leuchteten sie geheimnisvoll und groß wie von einem Gott entflammt, daß auch in ihr etwas nach Größe und Göttlichkeit zu streben schien. Und war jetzt in diesem Leuchten nicht etwas anderes noch, das nicht göttlicher Art war und doch Flamme war, daran ihre Seele verging?

Langsam lösten sich die Hände von den verkrampften Lidern. Frau Suzanne zitterte unter den wonnevollen Qualen dieses Bildes. Doch plötzlich sprang sie auf, mit entsetzt geöffneten Augen: mitten aus der süßen Glut war jenes kalte, in Entrüstung verhärtete Antlitz aufgetaucht, dessen vernichtender Blick ihr Herz und Leben vergiftet hatte.

Mit fliegenden Füßen irrte Frau Suzanne durch das lange Gemach hin und her, hin und her, bis sie schließlich vor dem hohen Spiegel stehen blieb, den dickbäuchige Engel von der weißen Decke herabstreckten.

Mit beiden Händen stützte sie sich auf die vergoldete Konsole, und während sie den Kopf langsam zurücklegte, sogen sich ihre Augen an dem Anblick fest, der ihr schon so oft Trost und trotzige Freude geschenkt hatte: ja sie war schön; und mehr als das; ihre Augen hatten die Macht, die hatte das verschmähte Herz sie gelehrt. Hundertmal hatten diese Augen gesiegt, und tausendmal würden sie siegen. War es denn noch nicht gerächt, das törichte stolze Herz? Aber da sah sie, wie ein seltsamer Zug über ihr Spiegelbild glitt, fast wie das Weinen eines Kindes. Sie riß sich los, und wieder begann das gehetzte lautlose Wandern über Teppiche.

Ein Kommandoruf aus der Gasse trieb sie ans Fenster. Sie öffnete die Flügel und zog die Persianen etwas höher. Eben schritt eine Patrouille der Stadtwache unter dem Fenster durch. Die Gasse lebte von Bewaffneten und aufgeregtem Volk. Von irgendwoher drang ein kurzes, stoßweises Schluchzen, wie es so herzzerreißend nur dem trotzigen Munde halbwüchsiger Buben entrinnt.

(Fortsetz. folgt.)

Die „neuen" Frauen.

Mit der „neuen" Frauenbewegung in Deutschland, die die „alte" zu erledigen vorgibt, aber schon dadurch daß sie sich überhaupt Frauenbewegung nennt, dokumentiert, daß sie ihre Wurzeln in jener hat, sind wie zu erwarten, auch „neue" Frauen aufgetaucht. Man mag sich zu dieser neuen Frauenbewegung stellen, wie man will, man wird doch gut tun, sich die Namen zu merken und die Bestrebungen dieser „Neuen" zu verfolgen. Bringen sie uns neue wertvolle Gedanken, wollen wir nicht starr auf dem Bisherigen beharren.

Da wäre zunächst Frau Paula Sieber zu nennen, die nationalsozialistische Gauleiterin von Düsseldorf, die kürzlich von Reichsinnenminister Frick als Referentin für Frauenfragen in das Reichsinnenministerium berufen wurde. Als Vertreterin der deutschen Frauen und der Frauenverbände hat Frau Sieber insbesondere den Auftrag erhalten, die verschiedenen Frauenverbände zu einer zum Dienst an der Volksgemeinschaft geeinten „Reichsarbeitsgemeinschaft Deutscher Frauenverbände" zusammenzuschließen.

Ferner ist zu nennen Frl. Lydia Gottschewsky, die von Hitler mit dem Zusammenschluß und der Leitung der nationalen Frauenfront betraut wurde und nur ihm allein verantwortlich ist und der bedingungslos alle der Frauenfront angeschlossenen Frauenverbände unterstehen — eine Form des Zusammenschlusses allerdings, die uns demokratisch gesinnten Frauen völlig unmöglich scheint, die aber auch „draußen" mancherorts als unmöglich empfunden und der daher die Selbstauflösung als würdiger vorgezogen wurde.

Dann tritt neuerdings hervor, Frau Sophie Rogge-Börner, die Herausgeberin einer neuen Frauenzeitschrift „Die Kämpferin" (man hat also auch in der „neuen" Frauenbewegung noch etwas zu kämpfen und zu erkämpfen — von wem wohl?), die mit allem Nachdruck gegen die Zurückdrängung der Frau vom öffentlichen Leben und für ihre ganz gleichwertige Heranziehung an demselben eintritt und Hitler und den andern nationalsozialistischen Parteigrößen eine Denkschrift in diesem Sinne eingereicht hat.

Frau von Papen, die Gattin des Vizekanzlers, hat das Amt einer 1. Vorsitzenden der Zentrale des Hausfrauenvereins Großberlins übernommen, nachdem wie es heißt, Frau Mühsam-Werter, die bisherige Vorsitzende, die die Zentrale aufgebaut und deren starker Initiative sie 17 Jahre hindurch unterstellt war, aus „Gesundheitsrücksichten" zurückgetreten ist. „Die Bestrebungen der Hausfrauenvereine, die heute mehr als je eine Würdigung weiter Schichten erhalten, werden durch die Uebernahme des Vorsitzes Frau v. Papens einen besondern Aufschwung erfahren", schreibt eine Berliner hauswirtschaftliche Korrespondenz.

Und schließlich wäre vorderhand noch Frau Magda Göbbels, die Gattin des Propagandaministers zu nennen, den Ehrenvorsitz eines neu geschaffenen deutschen Modeamtes übernommen hat, das zu dem Zwecke gegründet wurde, die deutschen Modeschöpfungen in der Weise zu fördern, daß sie die Konkurrenz mit den Modellen der „Haute Couture" aufnehmen und vom Pariser Markt unabhängig werden können. Frau Göbbels wird als Ehrenvorsitzende ihren Einfluß besonders auch dahin geltend zu machen Gelegenheit haben, daß in diesem neuen Modeamt, das sich doch mit den intimsten Kleiderfragen der Frau zu beschäftigen hat, auch Frauen zur Mitarbeit herangezogen werden. Denn bis dahin arbeiten darin nur Männer. —

Kleine Rundschau.

Welches Gewerbe weist die meisten weiblichen Arbeitssuchenden auf?

Das Juni-Monatsbulletin des zürcherischen weiblichen Arbeitsamtes bringt eine interessante Zusammenstellung der Arbeitssuchenden. Von am 30. Juni 1087 stellensuchenden Frauen und Töchtern entfielen auf das

Gewerbe	119
Industrie	263
Handel und Verkauf	329
Hotel	186
Intellektuelle Berufe	39
Haushalt	148

Man sieht also sehr deutlich, wo die größte Arbeitslosigkeit herrscht, im Handel und Verkauf. Die Industrie kommt erst an zweiter Stelle. Am aufnahmefähigsten ist — neben den intellektuellen Berufen, die sich wahrscheinlich aber mehr bei ihren Facharbeitsnachweisen melden als beim öffentlichen Arbeitsamt — das Frauengewerbe. Ein deutlicher Fingerzeig, wohin man unsere weibliche berufssuchende Jugend zu dirigieren hat.

Das kirchliche Frauenstimmrecht im Kanton Bern.

Das kirchliche Frauenstimmrecht ist nunmehr in 73 Kirchgemeinden des Kantons Bern eingeführt. Im Laufe des letzten Jahres haben drei Kirchgemeinden das beschränkte Stimmrecht der Frauen erweitert. Das beschränkte Frauenstimmrecht besteht nunmehr in 48 Kirchgemeinden, das unbeschränkte in allen kirchlichen Angelegenheiten aber auch das passive Wahlrecht in 10, das unbeschränkte Stimmrecht mit passivem Wahlrecht in 15 Kirchgemeinden. Letzteres ist in acht Kirchgemeinden der Stadt Bern, in Biel, Langenthal, sowie in einigen Kirchgemeinden des Berner Jura eingeführt.

Waadtländische Schule für Gemeindehelferinnen.

Die waadtländische Nationalkirche hat der theologischen Fakultät der Universität Lausanne eine Schule für Gemeindehelferinnen angegliedert. Im Jahre 1931 nahm sie zwölf Schülerinnen und im vergangenen Jahr drei Schülerinnen auf. Der Unterricht dauert zwei Jahre und schließt mit einer Prüfung, der die Ausstellung eines Diploms folgt. Die Schülerinnen werden sowohl in theoretischen Fächern unterwiesen als auch in die praktische Tätigkeit bei Gemeinden und Anstalten eingeführt.

Ein schweiz. Verband katholischer Frauen für Literatur, Journalistik und Kunst.

In Luzern hat sich kürzlich ein schweiz. Verband katholischer Frauen für Literatur, Journalistik und Kunst gebildet, der sich nach der ersten Dichterin diesseits der Alpen, der Nonne Roswitha von Gandersheim Club Hrotsvit nennt (altsächsischer Name, zusammengesetzt aus hruod = Ruhm und suuid = stark, hell, also starker heller Klang).

Eine größere Zahl geistig lebendiger und suchender Frauen gehören ihm bereits an, und es darf für unser Frauenleben etwas von ihm erwartet werden. Wenn auch durchaus auf dem Boden katholischer Weltanschauung fußend, gedenkt der Klub sich doch nicht abschließend bei Seite zu stellen; Beweis, daß er diese seine Gründung uns, dem überkonfessionellen Frauenblatt, mitgeteilt hat.

Der ursprüngliche Anstoß zur Gründung ergab sich aus dem Gedanken, die katholischen schreibenden Frauen einander bekanntzumachen, ihre Adressen und ihre Fachgebiete den Redaktionen zu vermitteln, ebenso jene der Künstlerinnen, und in der Absicht, später auch die Pflege der Berufsinteressen zu studieren.

Die erste Mohammedanerin besteht an der Staatsuniversität in Kairo ihr juristisches Examen.

Die ägyptische Staatsuniversität in Kairo hat erst vor ganz kurzer Zeit ihre Pforten studierenden Frauen geöffnet. Nun hat die erste Frau bereits das Diplom als Lizentiatin der Rechte erhalten und ihre Prüfung mit besonders gutem Erfolg bestanden. Es ist nicht die erste Aegypterin, die einen akademischen Grad erlangt, aber alle mußten bisher an fremden Universitäten promovieren. Hervorzuheben ist, daß die erste Graduierte der Rechtsfakultät der ägyptisch-arabischen Universität eine Mohammedanerin ist, Naima el Aporbi, die Tochter eines bekannten arabischen Historikers, während bisher nur christliche oder jüdische Aegypterinnen ihre Universitätsstudien abgeschlossen haben.

Von Kursen und Tagungen.

Ferienkurs für Frauenintereſſen.

Der diesjährige, vom Schweizerischen Verband für Frauenstimmrecht veranstaltete Ferienkurs findet vom 9. bis 14. Oktober in Lugano statt. Vorgesehen sind täglich Vorträge, Referate und Diskussionsübungen in italienischer, französischer und deutscher Sprache und Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung Luganos. Eine Reihe kompetentester Persönlichkeiten hat ihre Mitarbeit zugesagt. Das Kurslokal wird sich im Pestalozzihof in Lugano befinden.

Von Büchern.

„Menschen der Unordnung."

Soeben ist im Furche-Verlag ein Buch erschienen, das alle angeht, denen die schwere Sorge um das proletarische Schicksal auf der Seele lastet. Das Buch heißt „Menschen der Unordnung", von Gertrud Staewen-Ordemann. Menschen der Unordnung — im neugeordneten Deutschland? Aber der Untertitel gibt die Erklärung: Gertrud Staewen will uns vom Arbeitsschicksal der ungelernten Großstadtjugend erzählen. Die in Berlin wohnende Verfasserin kennt proletarische Jugendliche aus mannigfachen persönlichen Beziehungen, sie hat bei vielen Berufsschulbesuchen, in persönlichen Besprechungen und Diskussionen auch aus Auffätzen, die sie schreiben ließ, Einblick gewonnen in die Lebensverhältnisse dieser abseitenden Jugend, die nichts mehr vom Sinn der Arbeit und von Berufsethos weiß; denn bei der ungelernten Arbeit kann es sich fast nie mehr um Dienen, sondern immer nur um Verdienst, um rohen Gelderwerb, handeln. Dieser fundamentale Mangel, so glaubt die Verfasserin, gefährdet ein Sich-Einfügen in irgend eine Lebensordnung auf das Schwerste, aus ihm läßt sich die Auswegslosigkeit, das Zerfallensein mit Gesetz und Tradition erklären, die aus allen Worten dieser Jungen klingen, erklären. „So ist diese Jugend, die sich als das Maß aller Dinge zu betrachten gelernt hat, hoffnungslos verloren an sich selbst."

Wir erfahren aus persönlichen Zeugnissen, wie sie sich zu Arbeit und Arbeitslosigkeit stellt, zu Freund oder Freundin, zu Familie, Politik, Religion. Das Bild, das sich ergibt, ist in keiner Weise sensationell; es ist bloß unsäglich hoffnungslos: Die Arbeit tut der Ungelernte nur, um Geld zu verdienen, in der freien Zeit „rafft er so viel buntes Vergnügen zusammen, als er sich irgendwie leisten kann", die erotischen Beziehungen haben jedes Geheimnis verloren, es herrscht hier ein erschütterndes Absinken in „absolute Formlosigkeit, obwohl Sehnsucht nach Form und Inhalt der Ehe da wäre". Gegenüber Politik und Religion behilft sich diese Jugend mit abgetretenen Schlagworten, deren Sinn sie kaum mehr ahnt. Erst aus diesen Zeugnissen begreift man die Wirklichkeit dessen, was so oft als Zerfall der proletarischen Familie zitiert wird. —

Wer irgend mit proletarischer Jugend zu tun hat, sollte dieses Buch lesen: aber auch andere, wir alle, denen das Leben des Proletariates fremdes und fernes Land ist, sollten uns daraus lagen lassen, wie solche Schicksale aussehen, „damit ihr lebendiges Bild die Träghheit unseres Herzens bewege."

Es ist das Große an dem Buch, daß es nicht anklagt, bloß feststellt: So und so sind die Tatsachen. Die dringliche Frage ist angefügt: Wie kann hier geholfen werden? M. Bieder.

Zur Notiz.

Mit 22. Juli tritt die Redaktorin des allgemeinen Teils einen längern Erholungsurlaub an. Einsendungen und Zuschriften für diesen Teil bittet man während dieser Zeit an Frl. Emmi Bloch, Zürich, Limmatstr. 25, zu richten.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Helene David, St. Gallen, (abwesend);

Vertretung: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Tel. 32,203.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstr. 112, Tel 22,608.

Man bittet dringend unverlangt eingesandten Manuskripten Rückporto beizulegen, ohne solches kann keine Verpflichtung für Rücksendung übernommen werden

Besuch! Besuch! Wie herrlich und bequem, wenn unerwartet Besuch kommt, innert wenigen Minuten eine exquisite Crême oder dito Pudding, ohne langes Hasten nach Zutaten, bereit zu haben. 10 verschiedene Sorten solch kompletter neuartiger Nago-Puddingmehle (auch Crême- und Pudding-Pulver nach alter Art) sind im Handel erhältlich. P 2 On

45, 30 und 20 Cts. pro Paket.

762

NAGO COMPLET PUDDING

In führenden Geschäften erhältlich. NAGO OLTEN.

Verkaufsmagazine in: 209-29

MIGROS

Zürich	Madretsch	Schaffhausen	Buchs
Winterthur	Olten	Neuhausen	Appenzell
Wädenswil	Solothurn	Chur	Herisau
Horgen	Thun	Aarau	Frauenfeld
Oerlikon	Burgdorf	Brugg	Kreuzlingen
Meilen	Langenthal	Baden	Wil
Altstetten	Neuenburg	Zug	Basel
Bern	La Chaux-de-Fonds	Glarus	Liestal
Biel	Luzern	St. Gallen	Laufen
		Rorschach	Pruntrut
		Altstätten	Delsberg
		Ebnat-Kappel	Zofingen

Verbraucher und Bauer.

Die Interessen des Produzenten, sei es gewerblicher, industrieller, insbesondere aber landwirtschaftlicher, rücken immer mehr in den Vordergrund. Das ist logisch: für den Verbraucher ist insofern gesorgt, als der Schweizer-Franken eine außergewöhnliche Kaufkraft aufweist und die Importwaren daher ganz allgemein in Schweizer-Franken sehr billig sind. Das Problem ist daher logischerweise:

Wie kann der Preis für das inländische Produkt so gehalten werden, daß dieses mit Schweizer-Franken-Löhnen und -Spesen erzeugte Produkt einen solchen Preis erzielt, daß der Produzent dabei existieren kann?

Die Migros hat bekanntlich schon im Jahre 1928 anläßlich der Uebernahme der „Alkoholfreien Weine Meilen" den Anfang eines landwirtschaftlichen Programmes entwickelt und dieses während der Krise immer mehr zu einer Preisstützung für inländische Bodenprodukte ausgebaut.

Mit der Verschärfung der Krise zeigte es sich immer deutlicher, daß eine Teilaktion auch mit großen Opfern nur schwer durchzudringen vermag. Schon bei der Festsetzung der Konservenerbsenpreise im Dezember 1932 (die für die Migros arbeitenden Konservenfabriken verarbeiten etwa 1/6 der Konservenerbsen), wollten wir von unserem Einzelgängertum abgehen, da wir dachten: besser ist es, daß alle Pflanzer 2 Rappen mehr bekommen, als bloß die Migros-Pflanzer 3 Rp. mehr als der offizielle Erbsenpreis erhalten. Wir schlugen deshalb vor, daß der offizielle Erbsenpreis pro 1933 auf 32 Rp. anstatt, wie vom Trust vorgeschlagen, auf 30 Rp. pro Kilo angesetzt wurde (in den Vorverhandlungen wurde inoffiziell sogar von 29 Rp. gesprochen).

Der Konserventrust und die kleineren Fabriken wollten nur bis auf 30 Rp. gehen, was 10 Prozent Minderpreis oder „Lohnabbau" für den Bauern bedeutete gegenüber dem Vorjahrespreis. Erst als es unmöglich erschien, **zusammen** einen besseren Preis für den Bauern zu erreichen, gingen wir wieder unsern Weg und zahlten unseren ca. 2300 Pflanzern 33 Rp. für das Kilo, der Trust dagegen 30 Rp.

Immer mehr aber zeigte sich das höhere Interesse, zusammen mit dem übrigen Handel darnach zu trachten, **allgemein** bessere Bedingungen für den Bauern zu erzielen. Es wurde uns, anscheinend mit einer gewissen Berechtigung, entgegengehalten, daß die Pflanzer, die „Migros-Preise" (in diesem Falle hohe Preise) für ihre Produkte erhalten, die kleine Minderheit bilden und daß die andern unzufrieden seien, weniger für ihr Produkt zu lösen, was eine „Beunruhigung des Marktes" erzeuge. Auch fördere die Aussicht auf verlockende Preise eine gewisse Ueberproduktion, die leicht zu Preiszusammenbrüchen führe.

Da es uns sehr ernst ist mit unseren Bestrebungen, die Einsparung an der Vermittlungsspanne, die durch unser System erzielt werden kann, zu einem fairen Teil dem Bodenproduzenten zukommen zu lassen, und das auf möglichst durchschlagende Art und Weise, kamen wir zum Schluß, daß wir in Zusammenarbeit mit dem Obstverband und mit der neugegründeten Schweiz. Gemüse-Union — beides halboffizielle Körperschaften — vielleicht **mehr** erwirken könnten denn als vollständig „Wilde". Wohlverstanden, solange wir wirklich mitarbeiten können und das, was wir von Verbraucherseite und Erzeugerseite an Gewicht in die Wagschale zu legen haben, seine Wirkung tut.

Es ist sicherlich vielen Hausfrauen aufgefallen, daß in den vergangenen 10 Tagen gerade die Migros in Basler Kirschen wesentlich teurer war als ein bekannter „gemeinnütziger Kettenladen". In der Tat schrieb dieser am 14. Juli einen Kirschentag zu 55 Rp. netto das Kilo aus, währenddem die Migros sage und schreibe 70 Rp. ausgeschrieben hatte. Tatsächlich zahlten wir selbst 61 Rp. das Kilo.

Das ist der schwache Punkt der Migros. Wir wollen und dürfen gemäß unserer gerade in letzter Zeit bestärkten Ueberzeugung das inländische Produkt nicht zu billig verkaufen, selbst wenn wir unseren Lieferanten, dem Bauern, einen lohnenden Preis bezahlen, weil durch die Inserate zu niedrigem Preis die Gefahr entsteht, daß durch die Aufkäufer auf dem Land den Bauern erklärt wird: „Ihr werdet begrife, daß, wenn in der Stadt d'Chriesi zu 55 Rp. verchauft werded, mir eu au nüd mch chönd gäh als 45!" etc. etc.

So willigten wir ein, unter Vorsitz von Bauernseite und Mitwirkung der interessierten Produzenten, mit dem Konsumverein, Lebensmittelverein etc. und der Gemüse- und Obstgrossisten Zürichs zusammenzusitzen und zu vereinbaren, daß die Preise für inländische Bodenprodukte gemeinsam festgesetzt werden sollen.

Schweren Herzens gaben wir so ein Stücklein unserer Handlungsfreiheit, die unsere Kraft ausmacht, preis. Es soll auch nur für so lange sein, als wir für den Bodenproduzenten auf diese Art mindestens soviel herausbringen können wie mit unserer freien Gemüse- und Obst-Aktion. Das Verbraucherinteresse können wir dadurch wirksam vertreten, indem wir energisch für eine **mäßige Handelsspanne** wirken werden. Wir haben denn auch in diesem Sinne bereits einen Vorstoß gemacht und wissen uns auch in diesem Punkt mit dem **Produzenteninteresse** einig, insofern, als ein mäßiger Konsumentenpreis den Absatz gerade bei Gemüse und Obst, von dem man „na mag, wä me gnueg hät", gewaltig zu fördern vermag.

Auch in einer andern Hinsicht vermögen wir den Verbrauchersstandpunkt kräftig zu fördern: wenn nämlich der Bauer einen rechten Preis für seine Ware erhält, ist das Volkswirtschaftsdepartement eher in der Lage, die wohlfeilen Auslandsprodukte hereinzulassen. So wird der Verbraucher für In- und Auslandsprodukte einen annehmbaren Durchschnitt erreichen, das billige Auslandsprodukt läßt den etwas höheren Inlandpreis tragen.

Es ist klar, daß wir durch diese teilweise Umorientierung wesentlicher Vorteile zum größeren Teil verlustig gehen:

1. Wir können für Inlandsgemüse und -früchte dem **Konsumenten** den gewohnten heftigen Migros-Vorteil nicht mehr im selben Maße bieten.

2. Wir können dem **Bauern** — der anderseits auch unser Abnehmer ist — keinen erheblichen Preisvorteil mehr gewähren.

Die Gesamtinteressen gehen aber entschieden vor, und offen gestanden hoffen wir, erst recht auf **breiterer Basis** das zu verwirklichen, was wir mit unserer privaten Initiative angefangen haben.

Dasselbe Programm werden wir in Basel, Bern und St. Gallen verwirklichen.

Schön ist dabei, daß es Selbsthilfe ohne Subvention etc. ist. Das darf jedermann begrüßen, denn letzten Endes: wer bringt die Subventionen auf, wenn nicht das Volk als Steuerzahler?

Wohlverstanden: wir haben viel erreicht und viel für Konsument und Produzent erzwungen durch unser selbständiges Vorgehen. Wir wollen mit dem besten Willen der Welt die Zusammenarbeit probieren.

Nichts wird uns hindern, unsere Freiheit ganz zurückzunehmen, wenn es geboten erscheint.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß hiesige Eier im Detail auch zu einem Preise käuflich und inseriert sind, der kaum höher ist als der Einkaufspreis. Dort aber liegt für den **Produzenten** eine Preisgarantie vor, indem die Schweiz. Eierverwertungsgenossenschaft zu gutem Produzentenpreis Eier aufnehmen muß und also der billige Detailverkaufspreis nicht auf den Produzentenpreis drücken kann. Die Regelung der Eiereinfuhr, verbunden mit Eierpreisstützung, ist jedenfalls in ihrer Einfachheit mustergültig. Nur der Einsammeldienst sollte noch wesentlich ausgebaut werden.

Man gibt uns oft von wohlmeinender Seite den Rat, unsere Handlungen nicht alle an die Oeffentlichkeit zu bringen, da manches uns geschäftlich Schaden bringen könne. Das ist wahr, aber wahr ist auch, daß wenn wir anfangen würden, **wesentliche** Vorgänge und Ueberlegungen für uns zu behalten, eine Entfremdung zwischen uns und unseren Freunden — den neuen und namentlich denen vom ersten Tag — eintreten müßte, und diesen Anfang vom Ende der Zusammenarbeit im Migros-Geist werden wir nie wagen, solange der Schreibende an der Spitze ist.

Bemerkt sei noch, daß, wenn man die Preise im Inland vergleicht, mit den Preisen der landwirtschaftlichen Produkte im Ausland, und wenn man die großen Anstrengungen des Staates für unsere Landwirtschaft betrachtet, die drohenden Resolutionen von Bauernführerseite doch etwas fremdartig anmuten. Muß denn wirklich von allen Seiten mit so großen Tönen ins Horn gestoßen werden?

Was man so im Volk herum hört, wäre geholfen, **wenn** man den Bauern eine **saftige Hypothekarzins-Reduktion** gewährt würde. Die Bauern sollten zuletzt dazu da sein, wieder hereinzubringen, was in fremden Landen flöten gegangen ist! Wenn man den Schweizer-Franken halten will bis zum Heldentod, so soll man sich auf dieser interessierten Seite — sofortige Zinssenkung für den Bauern — prompt schlüssig werden, ausnahmsweise einmal nach drakonischen ausländischen Mustern!

„Hallopon", das Waschmittel zu **25** Rp.
Reklamepackung

„Hallopon" greift die Wäsche nicht an wie die bekannten sauerstoffhaltigen Waschmittel, die Perborat enthalten. Für **Seide und Wolle** ist „Hallopon" das Idealwaschmittel. Die bekannten großen deutschen und deutschschweizerischen Waschmittel - Lieferanten haben große Werke angekauft, die Fettalkohol herstellen. Wir sind voran!

Waschen Sie einmal eine schon lange im Gebrauch befindliche Wolldecke mit „Hallopon" und wohnen Sie diesem Wunder der Verjüngung selbst bei!

Für Ferien und Touren:

Konserven

Thon, französischer, in Olivenöl
1/1 Dose **80 Rp.**
(nur in den Magazinen) 1/2 Dose **45 Rp.**
Thon, spanischer „Albo", in Olivenöl
(nur an den Wagen) kl. Dose **30 Rp.**
Sardinen, französische, ohne Grräte
große Dose **90 Rp.**
portugisische in Olivenöl, 1/4 Dose **50 Rp.**
(nur in den Magazinen)
Corned Beef Büchse **65 Rp.**
Ochsenmaulsalat Büchse **50 Rp.**
Sauerkraut mit Würstchen, fixfertig
große Büchse **90 Rp.**
(nur in den Magazinen)

Dörrobst

Kalif. **Delikateß-Aprikosen**, Fancy
1/2 kg **80 Rp.**
(625 g - Paket Fr. 1.—)
Aprikosen „Turkestan" 1/2 kg **64 1/2 Rp.**
(775 g - Paket Fr. 1.—)
Delikateß-Pflaumen „Santa Clara"
großstückige 1/2 kg **43 Rp.**
(580 g - Paket 50 Rp.)
Pflaumen, kalif. „Santa Clara", mittelgroße
1/2 kg **27 3/4 Rp.**
(900 g - Paket 50 Rp.)
Sultaninen (Auslese) 1/2 kg **42 3/4 Rp.**
(585 g - Paket 50 Rp.)
Rohkost-Beutel 1/2 kg **75 3/4 Rp.**
(330 g - Paket 50 Rp.)
Weinbeeren, kalif. Fancy 1/2 kg **40 Rp.**
(625 g - Paket 50 Rp.)
Malaga-Trauben, getr. „Impériaux"
1/2 kg **58 1/4 Rp.**
(430 g - Paket 50 Rp.)
Trocken-Bananen **1/2 kg 55 1/2 Rp.**
(450 g - Paket 50 Rp.)
Mischobst, kalif. 1/2 kg **71 1/2 Rp.**
(700 g - Paket Fr. 1.—)

Fleischwaren

Touristenwurst Stück **75 Rp.**
Tf Bündner Salsize Stück **50 Rp.**
Appenzeller Pantli, luftgetrocknet
Stück **75 Rp.**
Appenzeller Mostbröckli, luftgetrocknet
Stück **75 Rp.**
Bauernschübblinge, zum Rohessen Paar **50 Rp.**
Landjäger Paar **40 Rp.**
Spezial-Berner Zungenwurst per kg **Fr. 1.—**
Mettwürste Stück **50 Rp.**
Bündnerfleisch 100 g **Fr. 1.20**

Literarische Beilage.

Gedichte von Fanny Finsler.

Gestorben Juli 1933.

Wir.

So wachsen wir dir auf, langsam wie Beeren reifen,
Sind lange hart, und können's nicht begreifen,
Daß du uns einmal ganz durchsonnen willst —.
Wir stehen bunt und herb in deinem Garten
Und in uns lebt ein heimlich stilles Warten
Auf dich, o Gott! bis daß du uns erfüllst.

Ich stehe, Herr, am Markte hier
Und kann und soll nicht weichen.
Wann gibst du endlich Antwort mir?
Wann schickst du mir ein Zeichen?

Ich halte sorglich in der Hand
Und prüfe meine Gaben:
Was ich an Gutem jemals fand,
Das sollst du alles haben.

Ich bin so reich. Du, sieh mich an,
Du Stolzester der Armen!
Damit ich endlich schenken kann!
Hab bald mit mir Erbarmen.

Liebe zum Andersartigen.

Von Eva von Eckardt.

Es gehört zu der Mitleid erregenden Situation der menschlichen Kreatur, daß sie das unentbehrliche Gefühl der Daseinsberechtigung nicht aus sich selbst, aus der Tatsache ihrer Existenz zu schöpfen vermag, sondern immer von neuem auf die Bestätigung durch andere Wesen aus sein muß. Die beglückendste Bestätigung unserer Daseinsberechtigung kann uns die Liebe schenken, die uns bejaht: „Du sollst sein!" — die furchtbarste Erschütterung unseres Wesens vermag der Haß uns zuzufügen, der uns verneint: „Du sollst nicht sein!" — Die einfachste Möglichkeit aber, das Gefühl der eigenen Daseinsberechtigung sich zuzuführen, ist das Aufsuchen der gleichen Art.

Das kleine Kind läuft mit Entzücken dem anderen kleinen Geschöpf entgegen, nicht nur, weil es ein gegenseitiges müheloses Verstehen voraussfühlt, sondern weil es alles Kleine wie eine freundliche Bestätigung der eigenen Beschaffenheit empfindet, weil die andere kleine Erscheinung ihm gewährleistet, daß „klein sein" also „richtig" ist, weil das Baby-Gesicht des neugeborenen Hundes es freundlich anschaut wie eine Bestätigung der eigenen Baby-Natur.

Aber wenn das Kind genug mit seinesgleichen umgegangen ist, sich mit Kindlichkeit gesättigt hat — wenn der Mann sich genug unter Männern gefühlt hat — wenn die Frau der einer anhaltenden Gesellschaft von Frauen plötzlich spürt, daß sie sich an ihrer eigenen „holden Weiblichkeit" zu Tode zu fressen beginnt — oder wenn bei einer Familienzusammenkunft der Genuß an der gleichen Art in Langerweile erstickt ist — dann rührt an das überbetonte, mit sich überfütterte Selbst der Zweifel, ob das wahrhaft Wünschenswerte nicht außerhalb, nicht „anderswo" liegt? Der Verdruß über die eigene Engigkeit regt sich, jenes Dilemma der Gebundenheit an sich selbst wird empfunden, dem der schnurrige Engländer in Buchs „Pisch und Plum" höchst originell durch sein Fernrohr zu entkommen denkt:

„Warum soll ich nicht beim Gehen",
Sprach er, „in die Ferne sehen?
Schön ist es auch anderswo
Und hier bin ich so wie so."

Der Trieb, sich zu strecken, „groß zu werden", führt das Kind zum Erwachsenen zurück — die tiefe Beunruhigung über die Grenzen des eigenen „Ich" läßt Mann und Frau einander aufsuchen, damit die beschränkte Persönlichkeit sich erweitere durch den Einbruch der anderen Wesensart in das geheate „Ich" — das Sehnen, uns aus der Befangenheit in uns selbst zu erlösen, läßt uns unser Haus dem Gast öffnen, der uns Neues erzählen soll, löst uns den Fremdling willkommen heißen, in dessen dunklem Gesicht ein Geheimnis steht, läßt uns den „ernsten Zugereisten" bei uns aufnehmen, damit er uns „einen neuen Griff" zeige. Denn der Mensch, der nach dem ihm auferlegten Gesetz, sich dem Bilde Gottes anzunähern, nicht bleiben darf, wie er ist, bedarf der ständigen Erschütterung des eigenen Wesens durch den Anblick des Andersartigen, bedarf der Auseinandersetzung mit dem, was er nicht ist, zum Zweck der Wandlung.

Bei einer solchen Auseinandersetzung, die an die elementarsten Triebe wie an das tiefste Sehnen des Menschen rührt, wo Selbsterhaltungstrieb, Selbstbehauptungswille mit Selbstpreisgabe, mit liebevoller Hingabe ringen — geraten Himmel und Hölle in Bewegung. Denn in der menschlichen Natur liegt die tragische Gefahr, bei einer Auseinandersetzung mit dem Andersartigen zur restlosen Vereinigung oder zur restlosen Vernichtung hinzutreiben — die Möglichkeit ruhiger Wandlung durch den anderen zu vergessen. Der Reiz, die Spannung im Verkehr mit dem anderen Wesen steigert sich zur Gereztheit gegen seine Eigentümlichkeiten, mit denen er sich uns entzieht, die ruhige Zuversicht zu der eigenen Beschaffenheit, die ein freundliches Hervorlocken oder doch ein gelassenes Dulden der anderen Beschaffenheit zuläßt, wird zu einem zähen, unfruchtbaren Beharren auf sich selbst — das bitterliche Bemühen um Verständigung, die eben zwischen Verschiedenartigen nicht leicht sein kann, schlägt um in die wilde Besessenheit, den anderen haben zu wollen wie sich selbst. Diese Wut, die die nieedrigsten Instinkte entfesselt: die grausame Lust, den anderen zu verneinen, den Trieb, das Andersartige herabzusetzen, um die eigene Beschaffenheit zur Tugend zu erheben und endlich hinter allem die ständig lauernde Todesangst, die unser menschliches Dasein vergiftet, die uns dazu erniedrigt, hinter dem Unergründlichen, den Feind, das Bedrohliche zu wittern, läßt uns vom eigenen Selbst schreien bis in diesem rasenden Geschrei die Stimme des anderen untergeht.

Aber wer hätte nicht den tiefen Schrecken erlebt, wenn bei einer Auseinandersetzung, in der wir den anderen nicht mehr zu gewinnen, sondern zu unterwerfen trachten — die Stimme des anderen Wesens verstummt? Nachdem wir den Unterschied betont, den Gegensatz bis zur Unwahrhaftigkeit hervorgetrieben, nachdem wir alles Positive uns selbst zugewendet haben, packt uns der Ekel vor unserem dickgeschwollenen Selbst. Das Gemeinsame, das Verbindende mit dem, der in jahrelangem Umgang mit uns ein uns ergänzendes Wesen geworden, fällt uns wieder ein.

Aber wo ist der andere geblieben? Er hat uns angeblickt, versucht, noch etwas zu sagen — und ist gegangen. Denn was bleibt dem wegen seiner Beschaffenheit Angegriffenen, dessen Stimme nicht stark genug ist, um durchzudringen, was bleibt ihm, als zu verstummen, sich wegzunehmen — zu gehen?

„Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.
Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!

*

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!"

*

Vergeblich rufen wir nach ihm: „Komm wieder hervor mit der dir eigentümlichen Gebärde, die mich in ihrer Fremdartigkeit oft reizte und die mich nun in der Erinnerung quält, wie eine unentzifferte Botschaft!" — der andere läßt sich nicht mehr finden, wir haben ihn verscheucht mit unserem rasenden Geschrei von uns selbst.

Ist der Schreier jung, so wird ihm die Hoffnung, mit etwas Neuem anzuknüpfen, über die Leere hinweghelfen, aber der reife Mensch mit der Kenntnis von den ungeheuren Schwierigkeiten menschlichen Zusammenleins kann sich nicht trösten über den negativen Ausgang einer jahrelangen Beziehung mit ihren schöpferischen Möglichkeiten, über die Zerstörung des gemeinsamen Erlebnisgutes. Und in unsere Reue, Gewalt angewandt zu haben, in die Scham, als Sieger auf dem Plan der alleinige Nutznießer des gemeinsam Erarbeiteten zu sein, in das Gefühl der Verarmung, in die Sorge um das Wesen, das so lange an unserer Seite war, mischt sich die tiefe Unruhe, ob der in seiner Beschaffenheit Erschütterte, der in seinem Selbstgefühl Zerstörte, der von uns Verstoßene nicht eine Wendung genommen hat, die ihn dem Herzen Gottes näher bringt als uns.

„Leicht ist's, folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt —
Aber abseits — wer ist's?"

Die Landwehrmänner.

Eine Geschichte aus Schweden
von Selma Lagerlöf.

Im Jahr 1810, als Großmutter mehrere Jahre verheiratet war und schon zwei Kinderchen hatte, saß sie eines Abends am östlichen Fenster der Küchenstube. Die Dämmerung war hereingebrochen, und da der März schon weit vorgeschritten war und sie kein Licht anstecken wollte, hatte sie ihren Strickstrumpf ergriffen, denn stricken konnte sie auch in der tiefsten Dunkelheit. Wie sie so ihrer Arbeit saß, hob sie ganz unwillkürlich den Kopf und sah durchs Fenster hinaus. Doch da wollte sie kaum ihren Augen trauen. Noch vor ganz kurzem war es draussen still und klar gewesen, und nun herrschte dichtes Schneegestöber. Der Schnee fiel so dicht, daß sie kaum den Lichtschein des gerade gegenüberliegenden Fensters der Gesindestube unterscheiden konnte. Der Wind fegte in heftigen Stößen daher, der Schnee prasselte gegen die Wände, und in der kurzen Zeit, die Frau Lagerlöf dagesessen hatte, waren von dem immer dichter fallenden Schnee schon die Büsche und der Lattenzaun ganz bedeckt. Die Dunkelheit war seit dem Ausbruch des Unwetters rasch tiefer geworden, aber Frau Lagerlöf konnte doch sehen, daß mehrere große Tiere durch die Schneewehen nach dem hinteren Hofe jagten. „Hoffentlich nehmen sich die Mädchen in acht und gehen nicht hinaus, um Holz zu holen," dachte sie, „denn die Graubeine sind heut abend unterwegs."

Gleich danach hörte sie einen Schrei und sah einen Wolf vom hintern Hofe herkommend an ihrem Fenster vorbeilaufen. Er trug etwas im Rachen, das sich wehrte und Widerstand leistete. Frau Lagerlöf meinte auch, es sei ein Kind; aber was für ein Kind hätte das sein sollen? Ihre eigenen waren an ihrer Seite, und andere Kinder gab es nicht auf dem Hofe.

Aber siehe, dicht hinter dem ersten Wolfe kam auch sofort ein zweiter dahergekeucht, und auch dieser trug ein Kind im Rachen. Da litt es die Großmutter nicht länger auf ihrem Stuhle. Sie fuhr so schnell empor, daß der Stuhl umfiel, eilte in die Küche und durch die Küchentüre hinaus ins Freie. Aber dort blieb sie stehen. Vor ihr lag die klare, stille, liebliche Frühlingsnacht. Nirgends eine Spur eines Schneegestöbers und nirgends ein Wolf. Sie mußte über ihrem Strickstrumpf eingenickt sein, und was sie gesehen hatte, war nur ein Traum gewesen.

Doch daßinter mußte etwas Ernsthaftes verborgen liegen, das verstand die Großmutter. „Wir müssen jedenfalls gut auf die Kinder achtgeben," sagte sie zu den Dienstleuten, „das war kein leerer Traum, sondern eine Warnung."

Doch den Kindern stieß nichts Gefährliches zu; sie wuchsen und gediehen, und das Gesicht oder der Traum, oder was es nun war, geriet in Vergessenheit, wie so vieles andre dieser Art.

Im August desselben Jahres kam eine Schar armer Kriegsleute durch Marbacka gezogen. Sie waren zerlumpt, ausgehungert und krank, die Leiber zum Gerippe abgemagert und die Augen gierig wie die wilder Tiere. Alle sahen aus wie vom Tode gezeichnet. Sie erzählten, sie kämen vom oberen Ende des Frykensees und aus dem Bezirk im nördlichen Teil des Frykentals. Jetzt jedoch, wo sie sich ihrer Heimat näherten, seien sie nicht froh, denn sie fürchteten, ihre Angehörigen würden sie nicht wieder erkennen wollen. Vor zwei Jahren waren sie als frische, starke Burschen ausgezogen. Was würden die Leute daheim sagen, wenn sie sie nun so elend wiedersahen? Sie taugten zu nichts anderm mehr, als in die Kirchhofserde gelegt zu werden. Die Armen waren gar nicht im Krieg gewesen, sie waren nur hin und her marschiert in Hunger und Kälte. Sie hatten kein Gefecht gesehen, sondern nur mit Krankheiten und Verwahrlosung gekämpft. Viele Tausende waren sie gewesen, als sie ausgezogen, aber ein Tausend nach dem andern war umgekommen. Sie berichteten, eine große Anzahl von ihnen sei in offene Prahme gesetzt und gezwungen worden, mitten im Winter über das wilde Meer zu rudern. Wie es auf der Fahrt zugegangen, das wußte niemand; aber als die Prahme an Land trieben, da hatte die Besatzung an den Rudern gesessen, tot, mit Eis überzogen und erfroren.

Die wenigen, die noch am Leben geblieben waren, suchten nun den Heimweg auf eigene Faust. Aber während ihrer Wanderung war es ihnen oft begegnet, daß sie, sobald sie sich Ortschaften und Höfen genähert hätten, mit Steinwürfen fortgejagt worden waren. Ein Kummer aber nagte am meisten an ihnen. Ach, daß sie nicht in den Krieg gekommen und totgeschossen worden waren, sondern sich in unendlicher Qual nun weiter durchs Leben schleppen mußten! Sie wußten nur zu gut, in welchem Zustande sie sich befanden, voller Ungeziefer, stinkend vor Schmutz und unheimlich anzusehen. Als sie nach Marbacka kamen, begehrten sie kein Bett und kein Dach; sie baten nur um ein paar Bündel Stroh und ein trockenes Plätzchen, auf dem sie sich niederlegen könnten. Auf Marbacka empfing man die armen Kriegsleute nicht mit Steinwürfen. Der Regimentsschreiber war auswärts, aber seine Frau erlaubte ihnen, ein Lager im hinteren Hofe dicht am Zaun aufzuschlagen. Grütze und Suppe kochte man für sie in großen Kesseln, und was von Kleidern entbehrlich war, wurde ihnen gegeben. Die Leute vom Hofe standen in hellen Haufen unaufhörlich an dem Lagerplatz, um den Berichten dieser armen Menschen zuzuhören. Allerdings, alle konnten nicht reden. Manche gaben auf keine Anrede eine Antwort, so stumpf waren sie. Sie schienen gar nicht mehr zu wissen, wer sie waren und woher sie kamen. Es war etwas so Außerordentliches, wie ein Teil dieser Männer verwandelt war, daß das Gerücht davon weit durchs Land ging und die Leute von weit hergewandert kamen, um selbst zu sehen.

„Der dort," sagte ein Fremder, der die bemitleidenswerten Reisekameraden lange betrachtet hatte, „ja, der dort drüben soll der Sohn von Jörgen Persa in Torsby sein! Aber ich kenne Jörgen Persas Sohn. Der war ein feiner Bursch. Da ist keine Spur von Aehnlichkeit vorhanden."

Eines Tags kam eine arme Witwe des Wegs daher. Sie stammte aus einem kleinen Walddörfchen ganz im Norden, wo sie ihr Leben in hartem Kampf mit Hunger und Not fristete.

„Ist einer unter euch, der Börie Knutsson heißt?" fragte sie, nachdem sie die kranken Landwehrleute eine Weile betrachtet hatte. Keiner aus der ganzen Schar gab Antwort. Die Leute kauerten mit hochgezogenen Beinen auf dem Boden und stützten das Kinn auf die Knie. So saßen sie oft stundenlang, ohne sich zu rühren.

„Wenn einer von euch Börie Knutsson heißt, so soll er sich zu erkennen geben, denn er ist mein Sohn," sagte die Frau.

Keiner der armen Elenden sagte ein Wort oder machte eine Bewegung. Sie hoben nicht einmal den Blick zu ihr auf.

„Seit er fortgezogen ist, hab' ich jeden Tag geweint," fuhr die arme Witwe fort. „Wenn er unter euch ist, könnte er doch wohl aufstehen und es mir sagen, denn ich selbst erkenne ihn nicht wieder."

Aber alle verblieben stumm, und die Frau ging langsam wieder fort. Dem ersten Menschen, dem sie begegnete, berichtete sie, was ihr geschehen war. Und dabei war sie ruhig und beinahe froh.

„Bis jetzt hab' ich gemeint, ich müßte verrückt werden, wenn mein Sohn nicht zurückkäme," sagte sie. „Aber jetzt danke ich Gott, daß er nicht unter diesen Gerippen ist."

Die Landwehrmänner rasteten eine ganze Woche in Marbacka. Dann setzten sie etwas gestärkt und erquickt ihren Weg nach Norden fort. Aber sie hatten die Ruhr zurückgelassen. Alle Leute auf dem Gute erkrankten schwer, aber es starb niemand außer den beiden Kinderchen der Großmutter. Sie waren noch zu zart, um dieser Krankheit widerstehen zu können. Als die beiden Kinder in ihren Särgen lagen, da dachte die Großmutter: „Wenn ich getan hätte wie die andern, wenn ich das fremde Volk nicht aufgenommen, sondern sie mit Steinwürfen fortgejagt hätte, dann wären meine Kinder noch am Leben."

Aber wie sie das dachte, da fiel ihr wieder das Gesicht von jenem Frühlingsabend ein, nämlich die Wölfe und die Kinder, die jene fortgeschleppt hatten. „Unser Herrgott trägt keine Schuld," sagte sie, „er hatte mich gewarnt." Die Kinder waren ja nicht gestorben, weil sie barmherzig gewesen war, sondern weil man sie nicht mit der nötigen Vorsicht vor Ansteckung behütet hatte.

Als die Großmutter so erkannte, wieviel sie selbst Schuld daran hatte, daß ihre Kinderchen nun tot und begraben waren, wollte sie der Schmerz fast überwältigen. „Das kann ich nie überwinden," dachte sie. „Ich werde nie wieder ein ganzer Mensch werden." Was ihre Verzweiflung noch vermehrte, war der Gedanke, wie ihr Mann den Verlust der beiden Kleinen aufnehmen werde. Er war seit mehreren Monaten nicht mehr daheim gewesen. Die Schwermut hatte wohl die Oberhand gewonnen, und nun wagte er sich nicht zurück in sein Haus. Wo er jetzt war, wußte sie nicht. Sie konnte ihm nicht einmal Nachricht von dem Vorgefallenen geben. Nun würde er gewiß denken, es sei die Strafe Gottes, weil sie sich geheiratet hatten. Vielleicht würde er überhaupt nicht mehr zu ihr zurückkehren. Jetzt aber war sich die arme Frau nicht mehr klar darüber,

Hinweis auf Bücher.

Der Roman des chinesischen Menschen.

Pearl S. Buck: „Die gute Erde", Zinnenverlag Basel — „Söhne", Zsolnay-Verlag Berlin.

Wie ist es möglich, die ungeheure Fülle fremdartigen Lebens, die in diesen zwei Bänden der amerikanischen Missionarstochter Pearl Buck enthalten ist, in ein paar berichterstattenden Worten einzufangen? Pearl Buck, in China geboren, außerzogen und dort wohnend, hat sich in die Daseinsbedingungen des chinesischen Volkes, in die Seele seiner Menschen wahrhaft hineingelebt. Sie greift irgendeinen von den Millionen aus dem unendlichen Gewimmel heraus, den Bauern Wang Lung. Mit der monumentalen Schlichtheit der ganz großen Erzähler umreißt sie dieses bescheidenste Schicksal, läßt uns daran glauben, als an die Geschichte des chinesischen Menschen. Liebe, Geburt und Tod, Hunger und Arbeit sind die einfachen, doch urewigen Mächte, die im Leben dieses einfachen Menschen noch ihre ganze Bedeutung und Schwere besitzen. Man wird die Kapitel von Wang Lungs Brautwerbung um die Sklavin O-lan oder von der Geburt seines ersten Kindes nicht ohne eine wirkliche seelische Erschütterung lesen können. Man wird auch, wollend oder nicht wollend, mit hineingerissen in Wang Lungs übermächtige Liebe „zur guten Erde". Man wird mit ihm den Kampf um jedes Stück seines Ackers tun, man wird seine ruhige und wachsende Befriedigung spüren, wenn er wieder einige Meter breit neuen Boden sich erwerben kann. Die Hungersnot, die ihn von Heim und Boden vertreibt, die ihn, sein Weib und seine Kinder als Bettler an die Straßenecken der südlichen Stadt stellt, wird unsere eigene Not werden. Seine Heimkehr, sein besseres Fortkommen in günstigeren Jahren, sein friedliches Alter und seine Altersweisheit wird uns zutiefst angehen. Wir werden mit hineinbezogen in seine bängsteten Zweifel, wenn wir die Söhne des Reichgewordenen habsüchtig und geldgierig vom Länderverkauf sprechen hören.

Wir werden diese Söhne im zweiten Bande des Epos deutlicher sich individualisieren sehen: den Genießer, den listigen Kaufmann und den Krieger, Wang, genannt, der Tiger. Wir werden dem langsamen Verfall dieser Familie zusehen müssen, die den Zusammenhang mit der Erde verloren hat. Wir werden noch immer mit Anteilnahme die Schicksale der drei Brüder, ihrer Frauen und Kinder verfolgen, vor allem die Kriegstaten des Jüngsten mit Spannung erleben, aber wir werden im zweiten Bande doch nicht jenen grandiosen ungebrochenen Afford mehr hören, der aus dem ersten erschütternd und unvergeßlich aufgestiegen ist.

Fragezeichenromane.

„Kleiner Mann — was nun?" Von Hans Fallada. Verlag Rowohlt Berlin. „Mädchen wohin?" Von Victoria Wolf. Verlag Paul Zsolnay, Berlin.

Diese beiden neuen Romane haben mit Kunst wenig zu tun. Denn die Autoren stecken so tief in ihrem Stoffe, daß ihnen ein freier Blick darüber hinaus nicht mehr möglich ist. Dieser Stoff, das heißt die soziale, materielle und geistige Not der Gegenwart benimmt ihnen, wie dem Leser, so sehr den Atem, daß nur einzig noch die Frage „wohin?" und „was nun?", übrig bleibt und möglich ist.

Hans Falladas Roman, der bezeichnenderweise phantastische Auflagezifern in kürzester Zeit erreicht hat, gräbt sich mit Leidenschaftlichkeit in das Schicksal des kleinen deutschen Angestellten, bzw. Arbeitslosen Pinneberg ein. Ein netter junger Mann von durchschnittlichstem Format, erlebt auf eine ebenso durchschnittliche Weise alles Elend der Zeit, alle Gemeinheit der Menschen. Fallada ist unermüdlich im Aufzeigen immer neuer Situationen, in denen seinem bescheidenen Helden Unrecht geschieht, in der Darstellung von tausenderlei Einzelzügen aus dem Kleineleute-Leben der deutschen Mittelstadt und des heutigen Berlin. Es ist aber weniger seine künstlerische Ueberzeugungskraft, die dem Buche seine Popularität verschafft hat und seine Bedeutung gibt, als vielmehr das Wissen um die Existenz von Millionen solch braver, strebender und schließlich doch untergehender Pinnebergs. Hans Fallada hat in dieses dumpf graue Geschick eine einzige helle und versöhnliche Note geworfen. Er hat seinem Helden eine jener tapfern jungen Frauen zur Seite gestellt, die aus unbekümmerten Gespielinnen der Lust zu Kameraden in der Not werden. Die Frage „was nun?" findet dann dieser Frau eine nicht durchaus hoffnungslose Antwort: aus der Hütte einer Laubenkolonie versucht sie mit ihrem Mann so etwas wie ein Heim zu gestalten; dort kann der kleine Junge, vom immer noch arbeitslosen Vater betreut, heranwachsen, während die Frau mit Selbstverständlichkeit als Näherin und Schneiderin die Versorgung der Familie übernommen hat.

Victoria Wolfs „Mädchen Barbara" gehört einer sozial gehobeneren Schicht an, wenn auch sie durchaus den Stempel der Durchschnittlichkeit aufweist. Aber sie ist intelligent, die Eltern können ihr das Studium gestatten, materielle Sorgen scheinen sie wenig zu bedrücken. Ihre Ratlosigkeit wird erst sichtbar beim tragischen Abschluß einer nur halb gelebten Liebesbeziehung. Barbaras Frage „wohin?" behält noch immer etwas vom Luxusglanz individualistischer Lebensführung. Wenn sie auch Studium und geistige Arbeit im Zwielicht des Zweifels erscheinen läßt, so bedeutet sie schließlich doch nur: werde ich jemals noch einen andern lieben können?

Der Ernst der Lage hat Hans Fallada zum Ernst der Darstellung und der Fragestellung gezwungen. Er hat unter diesem Drucke ein gültiges Beispiel des unter der materiellen Not leidenden Menschen unserer Tage gegeben. Victoria Wolfs Romanstoff hätte ihr scheinbar etwas größere Freiheit zu künstlerischer Gestaltung geboten. Aber sie hat diese Freiheit nicht voll gemeistert. Sie bleibt uns daher schuldig: das Bild des jungen Menschen, der jungen Frau, die sich mit der geistigen Not der Zeit auseinandersetzt.

Aus dem Leben einer Fürsorgerin.

„Höhensonne". Von Erika Mitterer. (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.)

Erika Mitterer, die junge Oesterreicherin, die sich bereits durch einen Gedichtband bezeugt hat, schreibt ihren ersten Roman in einer klaren, sauberen Sprache, der man die Lyrikerin beinahe allzu wenig anmerkt. Klar und durchsichtig, wie die Sprache, ist der seelische Gehalt des Buches, einfach das Thema: eine junge Fürsorgerin kommt an ihre erste Stelle in ein Gebirgsdorf, muß dort die Ideale ihrer Berufsausbildung an der Tatsächlichkeit bewähren und richtigstellen. Wenn auch Ideale, soziale Grundsätze und hygienische Regeln vor der Hartnäckigkeit hinterwäldlerischer Bauerstrauen versagen, wenn menschliche Art sich von weniger guter, ja von unguter Seite der zeigt, so weiß die junge Fürsorgerin doch den Kopf lange noch hochgemut zu tragen. Selbst ein schließlich eintretender „Nervenschock" vermag ihre junge Kraft nicht dauernd zu brechen, wohl aber in ihr selbst die Verwandlung des jungen Mädchens zur wissenden und gereiften Frau zu bewirken.

Gewiß, kein großer Roman, keine überwältigende oder auch nur bedeutende Leistung. Dazu bleibt das Erleben zu sehr an der Oberfläche haften, zu unbesorgt heiter bis in die Verzweiflung hinab. Aber gerade darum ein Buch, das wohltut, das vor allem jungen Menschen den notwendigen Weg

ob er nicht doch am Ende recht hätte. Vielleicht war es das Beste, wenn sie sich nie wiedersahen.

Alle Leute auf dem Hofe waren tief betrübt über diese schwere Trauer der Großmutter, und sie wußten nicht, wie sie ihr helfen sollten. Aber der lange Bengt, der älteste Knecht von allen, war nicht bange, auch einmal auf eigene Faust zu Werke zu gehen, und jetzt begab er sich zum zweitenmal nach Kymsberg, um zu versuchen, den Hausherrn herbeizuschaffen.

Dieses Mal dauerte es keine zwei ganzen Tage, bis der lange Bengt zurückkam. Er hatte den Regimentsschreiber richtig gefunden und sein Anliegen vorgebracht; aber kaum war er fertig mit seiner Rede, da ließ der Hausherr auch schon ein frisches Pferd vor den Wagen spannen. Ohne anzuhalten, fuhr er die ganze Nacht hindurch, so daß er schon am andern Morgen in Marbacka war.

Und als er ankam, war er nicht steif und rauh. Er schloß seine Frau sanft in die Arme, wischte ihr die Tränen ab und tröstete sie mit den mildesten Worten. Es war, als vermöge er ihr erst jetzt, wo er sie vernichtet und schmerzerfüllt sah, die ganze Größe seiner Liebe zu zeigen.

Sie empfand es wie ein Wunder.

„Und ich glaubte, ich müsse auch dich noch verlieren," sagte sie.

Schlafgas.

Von Klara Blum.

Pia Bogner saß im Wartezimmer des Zahnarztes. Ihr kleiner, harter Körper, sonst ein federndes Stück zusammengedrängter Willensstärke, war in einer grenzenlos lächerlichen Angst erschlafft. Vierzehn Jahre ihres Lebens, vierzehn Jahre mühsamer Entwicklung, mühsam errungter Erfolge, trotzig verbissenen Aufstieges schienen auf einmal wie weggeblasen. Sie hatte sich in Wirklichkeit nicht vom Fleck gerührt, von jenem großen eiförmigen Fleck an der abgeschabten Wand ihrer Elternwohnung, den sie immer sinnlos angestarrt hatte, während ihr großer Bruder sie schlug, und der ihr noch heute, wenn ihr körperliche Schmerzen bevorständen, unfehlbar vor Augen trat, wie ein graues, qualliges Gespenst. Damals war sie sieben Jahre alt gewesen, ein verprügeltes Proletarierkind, klein und weinerlich, häßlich und wehrlos. Und ein paar Wochen später hatte sie in der Schule den Lehrer durch ihren wütenden Fleiß und durch ihre klugen Antworten zu verblüffen begonnen. Und sieben Jahre später war sie, nicht um vieles gewachsen, mitten im fleckigen Zimmer gestanden, klein, hart und starrsinnig war sie dagestanden, und hatte verlangt, man solle sie in die Handelsschule schicken. Und nach weiteren sieben Jahren war sie die „tüchtige Bogner", um die man sich riß, wenn es etwas zu diktieren gab, die bald selbständige Korrespondentin werden würde, war sie „Pia der Kosak", wie der kriegsinvalide Buchhalter sie nannte, ein kleiner, federnd, wehrbereiter Kampfmensch. Unausgesetzte Willensanstrengung hatte ihr verprügelt weinerliches Wesen von einst in furchtlos bissige Schlagfertigkeit und furchtlos gradlinigen Arbeitsstolz verwandelt. Unausgesetzte Willensanstrengung hatte ihre Häßlichkeit in scharfe, kühne Anmut umgeformt, ihren verkümmerten Körper in die kleine Energiegestalt großer Sieger.

Aber niemand von all denen, die ihren aufrechten Mut gegenüber Vorgesetzten bewunderten, ihre sprühende Selbstbehauptung gegenüber Angriffen jeder Art, wußten etwas von der geheimen, namenlos feigen Schmerzensangst ihres kleinen Körpers, der durch alle Entwicklung, allen Erfolg und Aufstieg hindurch ein nervös verschreckter, hilflos verprügelter Kinderkörper geblieben war.

Sie wollte in keiner illustrierten Zeitung blättern, nein. Die Tür sollte nicht überraschend aufgehen, man mußte sie im Auge behalten, nicht zusammenfahren beim Anruf des Arztes, sondern ihn von selbst erwarten. Man mußte sich zur Abhärtung vergegenwärtigen, was einem bevorstand: Wurzel-Extraktion. „Ich kenn das", hatte ihre Bürokollegin gesagt. „Eine grausige Geschichte. Aber für Sie...? Da wird ja eher der Zahnarzt vor Ihnen Angst bekommen, als Sie vor ihm." Und das war das Gute, daß niemand etwas davon ahnte von dieser einsigen, kleinen, erbärmlichen Pia, die noch immer ihr drin steckte.

Niemand? — Eine Art von Menschen gab es noch, der sie sich nicht gewachsen fühlte. Das waren die ganz Strahlenden, die ganz Mühelosen, die Sonntagskinder. Gelang ihnen wirklich alles so herrlich? — Vielleicht renomierten sie auch ein wenig, aber immer wieder fiel man ihnen mit seinem kleinen, harmlos und traurig schielenden Neid darauf herein. Sie erreichten nicht viel mehr als Pia, gewiß, aber mit welchem Schwung, mit welcher Leichtigkeit und Grazie erreichten sie ihr Ziel, während Pia mit keuchendem Atem und verbissenen Zähnen hinter ihnen ankam. So einen mußte es denn auch im Büro geben, Georg Werner am Ecktisch, sehr blond, sehr schmal, viel zu schmal für seine überraschende Länge. Und leuchtend, immer leuchtend, vor Genußfreude leuchtend, wenn er von seiner pessimistischen Weltanschauung sprach, vor Freundlichkeit leuchtend, wenn er die Ausnahmslosigkeit menschlicher Grausamkeit und Brutalität verfocht. Ein schmaler, leuchtender Wurfspeer war sein ganzes Wesen, ein Speer, der über sich selbst hinausflog.

Ein paar Wochen lang war er das Ziel von Pias heimlichen Bemühungen gewesen. Nicht ganz erfolglos, aber immerhin nicht erfolgreich genug. Nun hatte er schon seit einiger Zeit eine neue Freundin, er führte meterlange Telephongespräche mit ihr, in einer unbekümmert schönen, weitausschwingenden Verliebtheit. Pia raste vor Neid, nicht einmal gegen die unbekannte Frau, sondern einfach gegen ihn selbst. Und der Gedanke bohrte in ihr, daß er sie vielleicht durchschaute, vielleicht irgendwie das verborgen Häßliche, Weinerliche, Armselige in ihr herausgefühlt hatte.

„Darf ich bitten, Fräulein Bogner." — Zum Henker, nun war sie doch zusammengefahren. — Ich bin schon da, Herr Doktor. — So. — Also sie werden das Zahnfleisch diesmal nicht unempfindlich machen können, bitte, ich frage nur, weil es mich interessiert. — Narkose wollen Sie mir machen? Halt, das geht nicht, Herr Doktor, ich muß nachmittags ins Büro. — Ach so, das ist nur eine ganz leichte Betäubung. Schlafgas heißt das, so. — Moment, Herr Doktor, um wieviel verteuert das die Sache? — Für mich ausnahmsweise, danke vielmals. — Komischer Apparat. — Aber warum darf ich mich nicht umdrehen, es interessiert mich doch, Herr Doktor, ein Patient ist doch schließlich kein Automat. So, ich lehne mich schon zurück. Eine Maske bekommt man auch? Komisch. — Nein, noch nie. Ich bin schon neugierig, werde versuchen mich möglichst genau zu beobachten. — Wieso zittern, ich denke gar nicht daran. — Mapattera, mapattera, mapattera, verrücktes Geräusch das. Ich bin aber noch ganz bei Bewußtsein, Herr Doktor. — Gut, gut, ich schließe schon den Mund, fest schließe ich den Mund. — Mapattera, mapattera. Natürlich bin ich bei Bewußtsein, nie werde ich mein Bewußtsein verlieren, das gibt es nicht bei der Pia. Immer ruhiger, immer dunkler mein schlagendes Herz. Aber mein Bewußtsein brennt hell und klar, wie eine kleine, stille Lampe gleitet es in die Tiefe. Es geht mir nicht verloren, mein stilles, helles Bewußtsein. Nein, es nimmt mich mit auf seine sausende Fahrt. Mapattera, mapattera. Dort oben, immer weiter oben, fühle ich noch meinen fest geschlossenen, zu einem dünnen Strich verpreßten Mund. Das läßt sich also ganz exakt berechnen: solange ich den verpreßten Strich dort oben fühle, solange ich mit ihm noch in Verbindung bin, solange bin ich noch bei Bewußtsein. Bis man ihn mir dort oben öffnet, wird die Verbindung wahrscheinlich schon zerrissen sein. Aber die Verbindung will nicht reißen. Sie dehnt sich nur, verdünnt sich, spannt sich schmerzhaft, dreht sich pendelnd in immer größeren Kreisen, schlägt sich schmerzhaft an den Kanten an. Aber der Schmerz ist gering und ich bin zufrieden und zuversichtlich. Jetzt habe ich eigentlich ein wenig aufgeschrien, aber der Schrei ist nicht bis hinauf gelangt, das ist der ganze Witz bei der Narkose. Der Schmerz jedoch gelangt noch bis zu mir, aber nur ganz schwach, immer schwächer, und nun überhaupt nicht mehr. Mapattera, weiter saust die Fahrt, hinein in das schmerzlose Land, in die schmerzlose Zeit. Und doch sollte man nicht vergessen, daß es einmal Schmerzen gegeben hat, daß die Menschen einmal gelitten haben in grauer Vorzeit, es ist doch historisch wichtig zu wissen, daß es nicht immer so herrlich war wie heute, mapattera, mapattera, vorwärts. Funkelnd weiß ist die Straße, funkelnd weiß das Häusermeer, zwei Türme schießen schlank und stählern in die Höhe, ihre Spitzen verlieren sich im Unsichtbaren, Wolken umschwirren sie und Aeroplane. Pflaster rollt, Drähte surren, Düfte surren. Kleine Glastürme wachsen aus dem Boden wie Springbrunnenstrahlen, kristallisieren sich, werden fantig, werden quaderförmig, werden durchsichtig. Nun sind bereits alle Büroräume zu sehen, alle erkenne ich sie wieder, das dort ist mein Platz. Nur das Chefzimmer oben ist leer, an Stelle der herrischen Klubsauteuils stehen lange Beratungstische. Vom Diktat befreit singen die Schreibmaschinen im schwefelichen Chor. Am Ecktisch sitzt Georg Werner, schmaler, leuchtender Wurfspeer aus alter Leidenszeit, der nun auch in großem Bogen hinübergesaust ist in die neue Welt. Georg, siehst du den Mann neben mir am Lenkrad, er ist groß und abenteuerlich, er ist irgendwie mitgekommen auf meiner tollen Zukunftsfahrt, mapattera, mapattera, und meine Liebe zu ihm ist tausendmal größer als einst mein Neid, böse war er ja nie, mein Neid gegen dich, du Schöner, Schmaler, du Guter, Leuchtender. Nun bist du mir in nichts mehr überlegen, ich bin Pia, die aus ihren Leiden herausbraust, vorwärts rast, mapattera, mapattera. Aber deswegen darf man den Zusammenhang mit der Vergangenheit nicht verlieren, es ist historisch wichtig, zu wissen, daß sie einmal im Ordinationszimmer gesessen ist, klein und erbärmlich, mapattera, mapattera, mit wundem, schmerzendem Zahnfleisch, daß man ihren Kopf gehalten hat, mapattera, und sie gefragt hat, wie sie sich mapattera, mapattera, fühlt. — Danke, ausgezeichnet, Herr Doktor. — Nein, wozu hinlegen, ich kann schon sehr gut stehen. Was, erst elf ist es? Zehn Minuten, das war das Ganze? Da kann ich ja noch jetzt af einen Sprung ins Büro, fabelhaft. — Bitte, Herr Doktor? Ob ich immer so tapfer bin? — Was soll ich ihm darauf antworten? — Tapfer? auf einen Sprung ins Büro, fabelhaft. — Bitte, denn das rasch erklären, was mir selbst erst während der paar Minuten Narkose so herrlich klargeworden ist: daß gerade die alte namenlose Angst in mir immer wieder in Mut umschlagen wird und muß, gerade meine Schwäche in Kraft, die ganze hilflos leidende Pia in einen einzigen vorwärtssausenden Willen.

Bündner Oberland **Schlössli Sagens**

Ferien in schöner Gegend, ruhigem Hause bei neuzeitlicher Ernährung nach Dr. Bircher. Nach Zimmerwahl Fr. 6.50 bis 7.50. P 7391 Ch

Solothurn. Säuglingsheim

Junge Töchter finden zu jeder Zeit zu sehr günstigen Bedingungen Aufnahme als Schülerinnen. Nähere Auskunft erteilt die Leitung des Solothurn. Säuglingsheims in **Biberist** bei Solothurn (Tel. 73.95). P36965n

Eine Auswahl guter, alkoholfreier Wirtschaften u. Gasthöfe

Die alkoholfreien Wirtschaften
des
Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften
in Zürich

1. **Blauer Seidenhof, Seidengasse 7, Zürich 1,** 3–5 Min. v. Hauptbahnhof
2. **Karl der Große, Kirchgasse 14, b. Großmünster, Zürich 1**
3. **Olivenbaum, Stadelhoferstr. 10, b. Stadelhoferbahnhof,**
4. **Volkshaus Helvetiaplatz, Zürich 4** (Zürich 1
5. **Freya, Freyastraße 20, Zürich 4**
6. **Sonnenblick, Langstraße 85, Zürich 4**
7. **Wasserrad, Josefstraße 102, Zürich 5** P169Z
8. **Kirchgemeindehaus Wipkingen, Zürich 6**
9. **Lettenhof, Wasserwerkstraße 108, Zürich 6**
10. **Platzpromenade, Museumstraße 10, Zürich 1**
11. **Rütli, Zähringerstraße 43, Zürich 1**
12. **Zur Limmat, Limmatquai 32, Zürich 1**
13. **Rosengasse 10, Zürich 1**
14. **Frohsinn, Gemeindestraße 48, Zürich 7**
15. **Lindenbaum, Seefeldstraße 113, Zürich 8**
16. **Kurhaus Zürichberg, Zürich 7,** Pensionspreis Zimmer inbegriffen Fr. 6.80 bis 8.— täglich
17. **Kurhaus Rigiblick, Zürich 6,** Pr'preis wie Kurhaus Zürichberg
18. **Baumacker Oerlikon-Zürich**

Hauptbüro des Vereins für Auskunft und Stellenvermittlung:
Gotthardstraße 21, Zürich 2

Basel P 8706 Q
Alkoholfreies Café
Batterie
A. & H. Keuerleber
beim Wasserturm
Tel. 21.438 Tram 15 u. 16

BASEL Hotel Baslerhof
Christl. Hospiz, Aeschenvorstadt 55
Bestbesucht. Familienhotel II. Rang. Moderner Komfort. Zimmer teils mit fließ. Wasser v. Fr. 4.50 an. Alkoholfreie Restauration mit 200 Sitzplatz. Preisemäßig. Eigene Konditore
P 3798 Q

Alkoholfr. Hotel u. Restaurant
Seehof in Hilterfingen
a. Thunersee. — **Das ganze Jahr geöffnet. — Ferien- u. Ruhebedürftige** finden stets freundl. Aufnahme. **Sorgfält.** Küche. Mod. eingerichtete Zimmer mit fl. warm. u. kalt. Wasser. **Zu jeder Tageszeit Kaffee, Kuchen etc. Schöne Sitzungszimmer.** Tel. 92.26
Die Leiterin: O. Herzog-Sutter

Thun „Thunerstube"
Bälliz 54 Tel. 34.52
Alkoholfreies Restaurant der Frauenvereine
Moderne Gastzimmer mit fliessendem Wasser, Bad Lift, zu Fr. 3.50, 4.– und 4.50. Pensionspreise Fr. 7.50 und 8.–. Mahlzeiten in verschiedenen Preislagen (kein Trinkgeld) P 11211 T

LUZERN
Hotel Waldstätterhof
beim Bahnhof
Hotel Krone
am Weinmarkt
Alkoholfreie Häuser des gemeinnützigen Frauenvereins der Stadt Luzern

Alkoholfr. Gemeindehaus z. „Sonne" Wädenswil (Zentrale Lage)
Diverse heimelige Lokalitäten, auch geeignet für Gesellschaften u. Vorträge. Radio und Grammophone. Gute selbst geführte Küche. Passanten und Pensionären höflich empfohlen. P 175 Z

Bern Daheim Alkohofreies Restaurant
Schöne Hotelzimmer - Zeughausgasse 31
Tel. 24.929
P 7265 Y

Anmeldungen für weitere Felder nehmen alle Publicitas-Filialen entgegen.
Preis pro Feld und pro Mal Fr. 4.-

der Desillusionierung möglich erscheinen lassen und gangbar machen kann.

Frauen schreiben und Frauen dichten.

Unter dem Titel „Frauen schreiben" liegt ein Sammelband von Novellen vor, den Anna Charlotte Lindemann als erste Künstlergabe der deutschen Mittelstandsfürsorge herausgegeben hat. Es sind gute Namen unter den Erzählerinnen, die sich, wie das Vorwort andeutet, völlig uneigennützig an dem Bande beteiligen. Da ist Ricarda Huch, die große Städtekennerin und -Liebhaberin, die das Bild des stolzen Köln der Sammlung beisteuert, Ina Seidel, mit einer Skizze von leider nur 3 Druckseiten vertreten. Die Sterne zweiter Größe, eine Irene Forbes-Mosse, eine Clara Viebig, stellen längere Erzählungen, die aber als durchaus konventionell empfunden nur wenig zu fesseln wissen. Alice Berends zwei italienische Dorfgeschichten lassen das Bedauern aufkommen, daß diese hervorragende Humoristin, sich nicht mit Proben aus ihrem eigensten Gebiete beteiligt hat. Liesbeth Dill's und Rich. Baums Beiträge entsprechen den an sie gestellten Erwartungen; Frieda Schanz enttäuscht und die wenig bekannte Martha von Zobeltitz läßt mit der Wiedergabe eines Romanfragments keine großen Hoffnungen auf den vollendeten Roman erwachsen.

Es ist seltsam, diesem wenig erfreulichen Erzählungsabend die von Elisabeth Langgässer im Verlag Voigtländer, Leipzig, herausgegebene Gedichtsammlung „Herz zum Hafen" gegenüberzustellen. Die genannten Erzählerinnen halten sich in ihren Beiträgen alle durchaus im Rahmen des Gekannten, allzu gut Gekannten. Die meisten von ihnen sind gefangen in der Enge einer kleinen bürgerlichen Atmosphäre, die nicht einen einzigen noch ungehörten Tonfall gestattet. Man muß allerdings zugeben, daß diese Erzählerinnen durchweges der älteren Generation angehören, daß ihnen daher das Beschreiten neuer Wege nicht mehr liegen mag. Ein Blick auf die Namentafel des Gedichtbandes zeigt aber, daß das Geburtsdatum für die Kühnheit oder Zaghaftigkeit des künstlerischen Entschlusses nicht ausschlaggebend sein muß; neben den vielen jungen und allerjüngsten Dichterinnen bestehen hier die älteren in allen Ehren; einige der ursprünglichsten, „gewagtesten" Dichtungen stammen gerade aus ihrer Feder. Ein schmaler Band, der Gedichtproben aus dem Werk von 27 Dichterinnen darbietet, ist selbstredend nicht dazu geeignet und auch nicht gedacht, ein auch nur einigermaßen festumrissenes Bild einzelner künstlerischer Individualitäten zu geben, wiewohl er als Hinführung durchaus brauchbar ist. Es ist vielmehr das — geglückte — Bestreben der Herausgeberin, das geistig-seelische Reich aufzuzeigen, das die dichtende Frau der Gegenwart sich erschafft. Dieser Welt, so wie sie in dem vorliegenden Bande sich darstellt, liegt all jenes kleinlich Niedliche und Sentimentale fernab, das so gerne als typisch weiblich angesprochen wird. Sie trägt vielmehr deutliche Züge „männlicher" Herbheit und Härte. Formal tritt das unbekümmert liebhafte Element vor dem Gedichte strengen Aufbaus zurück. Inhaltlich tritt eine starke Hinwendung zum Religiösen in Erscheinung, die sich aber nicht vorwiegend in rein christlicher Betonung, sondern in der Neigung zu einer Erde und Himmel, Blut und Geist verbindenden Mystik äußert. Liebeserleben und Mutterschaft, menschliche Beziehung überhaupt wird fast durchwegs in einen solchen Zusammenhang hineingezogen. Zwei Gedichte mögen für diese Auffassung zeugen:

Beschwörung.
Von Ina Seidel.

Ich beschwor dich in einem hohen Zeichen —
Aber du warst in des Apfels Kerne
Geflüchtet — oder in Blumensterne —
Oder in einen erfüllten Kristall.
Du warst im Triller der Nachtigall —
Vollkommnes kann keine Beschwörung erreichen.
Ich verneige mich. Ich beschwöre dich.
Ich ermüde nicht, die Kreise zu ziehn.
Wer den Apfel ißt — wer die Blume bricht,
Vertreibt dich, und du mußt fliehn.
Wenn der Vogel schweigt — wenn der Stein zerbirst —
Weißt du, wohin du vertrieben wirst?

Ich bin da.
Da bin ich in einem hohen Zeichen.
Du kommst. Ich warte.
Ich werde nicht weichen. —

Die Söhne.
Von Erna Blaas.

Meine Söhne sind im Glück geboren,
Herrentum schien ihnen zugeschworen.
Alles fiel, was dem Geschlecht zu eigen.
Werden sich die jungen Nacken neigen?

Meine Söhne haben stolze Pläne,
Spähen über Länder hin wie Schwäne,
Wollen Roß und Mann zu eigen haben,
Und in fernste Abenteuer tragen.

Meine Söhne fordern den Berater.
Tief im grünen Hügel wohnt ihr Vater,
Seine Säfte sprühn in Blumensternen.
Meine Söhne werden Demut lernen.

„Frauen schreiben", — der Sammelband von Erzählungen läßt kaum mehr als ein rückschauendes Bestätigen zu: so schrieben Frauen, so schreiben auch heute noch Frauen. Frauen dichten, — der Gedichtband „Herz zum Hafen" gibt den Blick frei auf weit offene Strömungen, in die heute und morgen kühne Pionierinnen des Worts sich hinauswagen und hinaus wagen werden.

A. H.

Das Schweizerische Jugendschriftenwerk.

Eine ganze Anzahl deutscher Verleger pflegen die billige Sammlung, d. h. die reihenweise Veröffentlichung von broschierten oder kartonierten Heftchen, welche die Schundliteratur verdrängen und als Begleitstoffe zum Schulunterricht dienen sollen. Die Zahl solcher Veröffentlichungen zu vermehren, scheint überflüssig; dennoch läßt sich das S. J. W. rechtfertigen. Die deutschen Veröffentlichungen sind nicht ohne weiteres immer unsern Bedürfnissen angemessen; und es leben Schweizer Künstler, die sich gerne durch Wort und Bild in den Dienst der Jugend stellen. Bei dem außerordentlich niedrigen Preis von 25 Rappen das Heft kann das S. J. W. die Konkurrenz mit jeder deutschen Sammlung aufnehmen; die sorgfältige Auswahl der Texte und die vorzügliche Bebilderung heben seine Heftchen vorteilhaft gegenüber vielen deutschen Veröffentlichungen hervor. Die 12 ersten Hefte sorgen durch alle Altersstufen hindurch für die Kleinen und die reifere Jugend. Namen wie Elisabeth Müller, Olga Meyer, Traugott Vogel, Fritz Wartenweiler — um nur einige zu nennen — bürgen für einen gediegenen Lesestoff. Es liegen Erzählungen, Biographien, eine Schilderung von Südafrika, Spielanleitungen vor. Das Werk soll auf zwanzig Reihen aus den verschiedensten Gebieten ausgedehnt werden. Um aber zugleich den niedern Preis und die treffliche Ausstattung einhalten zu können, braucht es die Unterstützung weiter Kreise. Je höher die Verkaufsziffer der Heftchen ist, desto stattlicher rundet sich die Zahl der Veröffentlichungen, desto größer wird in Zukunft die Auswahl. Das kleine Taschengeld, das wir unsern Kindern aufsetzen, kann nicht besser angelegt werden, als in der Erwerbung eines Heftchens des S. J. W. Pro Juventute, Seilergraben 1, Zürich, hat vorläufig bis zur Festsetzung weiterer Vertriebsstellen den Verkauf für die ganze Schweiz an die Hand genommen.

H. M.-H.